

huss Hörde.

l, abends 8 Uhr,
ildungsausschuss
cher, Benning-
nen

Vortrag.

ort werden
m Kriege.
Klupsch-Dortmund.
dieses Vortrages
ungsausschuss.

empfehlen wir:

fen

und emailiert, von
sten bis zu den
Ausführungen.

en, Feuergeräte,
sch- und Hänge-
Fleischhacker,
ackmaschinen.
ste Preise.

underlich
Dortmund.

dlung

6536

Sohl-
leder-
Aus-
schnitt.
Gamasehen
aller Art.

strasse 13
n Alsborg.

en
abake

mpfiehlt

mm i. W.
Veststr. 43

on
Weine

Malz

extraktreich
ömmlich.

Handel und
empfehlen.

eine aus Malz
chsten Nährwert
weine. Kranke,
Nervöse werden
nd gesund, auch
ist Malton der
s-Trunk.

on Ges. m. b. H.
-Hamburg.

60 in den Drogerien,
illalen des Konsum-
Dortmund - Hamm

fen

Wasch- und
bit billigst

d- und
-Fabrik

kstrasse.
me in Zahlung.
werken

Arbeiter-Zeitung

Sozialdemokratisches Organ

für das östliche industrielle Ruhrgebiet.

Verbreitungsgebiet: die Reichstagswahlkreise

Dortmund-Hörde, Hamm-Soest

sowie Arnsberg, Gillinghausen, Münster, Secklenburg.

Publikations-Organ der freien Gewerkschaften.

Das Abonnement

der täglich einmal mit Ausnahme der Sonn- und
Festtage erscheinenden „Arbeiter-Zeitung“ mit den
Beilagen: „Nach der Arbeit“, Unterhaltungs-
Beilage, wöchentlich dreimal, und der Monats-
Beilage: „Wissen ist Macht“ kostet monatlich frei
ins Haus 75 Pfennig.
Durch die Post bezogen: vierteljährlich Mark 2.40.

Inserate

kosten die Nebenzugspaltenzeile oder deren
Raum 25 Pfennig, bei dreimaliger Wiederholung
Rabatt. Inserate müssen bis 4 Uhr nachmittags in
der Expedition abgegeben sein. Kleine Anzeigen
nur bei Vorauszahlung. Redaktion und Expe-
dition: Dortmund, Rietstraße 5. Fernsprecher 913.
Geschäftszeit: von morgens 8 bis abends 1/8 Uhr.

Nr. 83.

Dortmund, Samstag, den 10. April 1915.

24. Jahrg.

Das Tabakmonopol in der Schweiz.

Der Krieg hat auch die Schweizerischen Staatsfinanzen vor
eine harte Probe gestellt und die Frage der Vermehrung der
ständigen Staatseinnahmen, über die seit Jahren schon Er-
örterungen von allerdings mehr akademischer Natur stattfanden,
zu einem höchst aktuellen praktischen Problem gemacht. Der
Schweizerische Bundesrat sieht auf dem Standpunkt, daß es zur
Verstellung des finanziellen Gleichgewichts unumgänglich nötig
ist, durch Verminderung der Ausgaben und Vermehrung der
Einnahmen einen jährlichen Betrag von mindestens 30 Milli-
onen Frant erhältlich zu machen, und daß das Tabakmonopol
für die Hälfte dieser Erfordernisse, also für mindestens 15
Millionen im Jahre, aufkommen müsse.

Schon 1890 hat der Schweizer Bundesrat dem Parlament
die Einführung des staatlichen Tabakmonopols in Voranschlag ge-
bracht, dabei aber erklärt, der Ertrag solle ausschließlich zur
Finanzierung der Sozialversicherung dienen. Weiter stellte
sich der Bundesrat auf den Standpunkt, das Monopol dürfe
weder zu einer Qualitätsverschlechterung der gangbaren Ziga-
rillen- und Tabaksorten, noch zu einer Verteuerung der Preise
führen. Der Ertrag wurde daher zu jener Zeit auf nur acht
Millionen pro Jahr berechnet. Der nun vorliegende definitive
Entwurf der Experten über die Frage des Tabakmonopols, der
Herrn Professor Milliet (Bern) und Nationalrat Frey
(Zürich), deren Schlussfolgerungen von der Regierung in allen
wesentlichen Punkten akzeptiert werden, lehnt dagegen sowohl
die Kontingentierung des Monopolbetrages für einen be-
stimmten sozialen Zweck, als auch den Vorbehalt, daß das
Monopol die Preise nicht steigern dürfe, rundweg ab. Die Ex-
perten und mit ihnen die Regierung betrachten das Tabak-
monopol als eine einzig und allein fiskalischen Interessen dien-
ende Sache, deren Ausbeutung im allgemeinen staatlichen
Interesse durch keinerlei Klauseln beschränkt werden dürfe.
Auch den weiteren Grundgedanken des 1899 erstmals an-
gekauften und damals beiseite gelegten Projektes, daß aus dem
Reinertrag des Monopols den Kantonen nach Maßgabe ihrer
Bevölkerungszahl 25 Prozent zu überwiesen seien, finden wir
im jetzigen definitiven Expertenentwurf nicht mehr.

In der Schweiz existiert bis heute keine Tabak- oder
Bändersteuer in irgendeiner Form. Einzig der Einfuhr-
zoll auf Tabak und Tabakfabrikate, der im Jahr 1909/10
im Jahresmittel 2916 263 Fr. betrug, kann als eine gewisse
Besteuerung gelten. Er trat den unverzollten durchschnittlichen
Einfuhrwert pro Jahr von 15 644 272 Fr. mit nicht ganz 19
Prozent. Würde die Schweiz im Verhältnis zur Bevölkerung
fiskalisch so viel aus dem Tabak herausziehen als Italien, so
fänden ihr jährlich 27 Millionen zur Verfügung, im Verhält-
nis zu Österreich 30 Millionen, zu Frankreich gar 41 1/2 Mill.

Experten und Regierung kommen nun in der Frage der
Form des Monopols zu dem Schluss, es sei weder das Mono-
polsystem, das den Ruin des einheimischen Tabakbaues zur
Voraussetzung hat und heute nur noch in England existiert,
noch das Tabaksteuermonopol, das hauptsächlich in Nordamerika
und Russland Geltung hat, zu wählen, sondern die staatliche
Tabakfabrikation in Aussicht zu nehmen, ohne gleichzeitige Ver-
staatlichung oder auch nur Konfiszierung des Detailhandels.
Der Ertrag dieses Monopols würde sich auf jährlich 20 Mill.
Frant belaufen. Davon hätten 3 Millionen zur Deckung der
jetzigen Tabakzölle zu dienen, zwei Millionen zur Verzinsung
und Amortisation des für den Anbau und die Entschärfung
der bisherigen privaten Tabakindustrie nötigen Kapitals. Der
Reinertrag belief sich demnach auf jährlich 15 Millionen Fr.,
in einigen Jahren auf 17 Millionen. In seinem 1907 er-
schienenen Werte über die deutsche Tabakenertrage hat der Ge-
heime Regierungsrat Linder berechnet, daß das Monopol in
Deutschland ohne jede Preissteigerung und Qualitätsverschle-
chterung über die bestehenden Steuern hinaus, die 85 Millionen
Mark abwerfen, einen Ertrag von jährlich 115 Mill. Mark
ergeben würde. Das Schweizerische Gutachten berechnet dagegen,
daß zur Erzielung des obengenannten Reingewinns die Kon-
sumenten ihren jetzigen Tabakgenuss, der pro Jahr auf
50 333 500 Frant berechnet ist, um 3 358 500 Frant teurer zu
bezahlen hätten. Der Preisaufschlag belief sich also auf durch-
schnittlich 6 Proz., wobei die besseren Qualitäten verhältnis-
mäßig stärker als die billigen Massenprodukte herangezogen
werden sollen. Mit anderen Worten: an die für die Über-
gangszeit in Aussicht genommene Reduktion von 15 Mill.
hätten die Konsumenten 22 Proz. zu zahlen, die übrigen 78
Proz. würden durch die Ausschüttung des privaten Unter-
nehmergewinns bei der Fabrikation erzielt. Die Erhebung einer
Tabaksteuer mit annähernd dem gleichen Ertrage würde eine
Verteuerung der jetzigen Konsumpreise um mindestens 30 Proz.
bedeuten. Eine solche Belastung würde natürlich zum Rückgang
des Konsums führen und dadurch die Arbeiterkraft der Tabak-
industrie und den Staat selbst, der auf hohe Monopolerträge
rechnen muß, benachteiligen.

Die Einführung des staatlichen Tabakmonopols ist in der
Schweiz durch zwei Umstände nicht unwesentlich erleichtert.
Einmal durch den im Vergleich zum Import geringen inländi-
schen Tabakbau, der jedes größere Interesse am internationalen
Rohtabakhandel ausschließt. Der einheimische Tabakbau be-
läuft sich auf nur 5050 Hektar im Werte von rund 490 000
Frant, der Import dagegen beträgt 81 000 Hektar im
Werte von 11 396 000 Frant. Der einheimische Tabakbau be-
schränkt sich im wesentlichen nur auf die Kantone Waadt, Frei-
burg und Tessin und innerhalb derselben wieder auf ein oder
zwei Täler. Er geht übrigens seit Jahren immer mehr zurück.
Auch die Tabakverarbeitung ist auf einige wenige Landes-
teile konzentriert. 1905 wurden in der ganzen Schweizerischen
Tabakindustrie 2765 männliche und 7398 weibliche, zusammen
10 163 Personen beschäftigt. Davon entfielen auf die Kantone
Vaud, Waadt, Tessin, Bern 8841 Personen, also rund 88
Prozent der gesamten Arbeiterkraft in der Branche. Von den
217 Tabak-, Zigarren- und Zigarettenfabriken der Schweiz sind
118 dem Tabakgeschäft unterstellt, die zusammen etwa 9000 Ar-
beiter beschäftigen. Es handelt sich also schon hier, bei den dem

Tabakgeschäft unterstellten, bei der großen Mehrzahl um mittlere
und kleinere Betriebe und unter den nicht dem Tabakgeschäft
unterstehenden herrscht der Zigarrenbetrieb fast durchweg. Es ist
selbstverständlich, daß der Staat mit dieser Verstaatlichung
gründlich zu rechnen muß. Das Gutachten sieht die Verstaatli-
chung von 25 der heute vorhandenen Tabakbetriebe vor, die im-
merhin wären, sozusagen alle in der Schweizerischen Tabak-
industrie tätigen Arbeiter weiter zu beschäftigen mit Ausnahme
eines Teils der Heimarbeiter, die ebenso wie die eingekauften
Fabrikanten angemessen entschädigt werden sollen. Es kommen
alles in allem nur 750 Heimarbeiter in Betracht. Das Gut-
achten bezeichnet es als selbstverständlich, daß der Staat seine
Arbeiter im Lohn, in der Arbeitszeit, den hygienischen Ver-
hältnissen der Arbeitsstätte wie überhaupt in allen Arbeits-
bedingungen besser stellen müßte als die Privatindustrie. Der
durchschnittliche Tagesverdienst der in der Schweizerischen
Tabakindustrie bisher tätigen 8000 Vollarbeiter beläuft sich auf
270 Frant, was einer Gesamtlohnsumme von 6480 000 Frant
entspricht. Im Budget der Experten wird hierfür beim Staats-
betrieb 9 Millionen Frant vorgezogen.

Von der Errichtung amtlicher Verkaufsstellen wird abge-
sehen. Zur Einführung wird vielmehr das Rabattsystem
empfohlen, dessen Säge sowohl die Kleinhandlärer als die zwisch-
händler und die Verwaltung sich einschleichen lassen sollen. Auch von der
Konfiszierung der Händler wird Abstand genommen. Der
Mindestwert der Einzelbestellung soll etwa 125 Fr. betragen.
Wer auf einmal mindestens das Dreifache bezieht, erhält einen
Rabatt von 10 Prozent. Dazu kommt eine erste am Schluss des
Jahres auf den ganzen Rechnungsbetrag fällige Provisionssumme
für die Händler, deren Betrag mindestens 2500 Frant
beträgt. Dieser Betrag für je volle 5000 Fr. um 1/2 Proz., darf
jedoch insgesamt 10 Proz. nicht überschreiten. Die Detail-
preise sind auf den Reduktionen sämtlicher Produkte angedacht
und dürfen nicht erhöht oder erniedrigt werden. Die Regierung
hat das Recht, alle fünf Jahre eine Neuordnung der Detail-
preise vorzunehmen.

Die Schweizerische Tabakverwaltung ist in Bern zu errichten
mit folgenden Unterabteilungen: Zentralamt, Rohstofflager,
Fabriken, Versandlager. Im ganzen kämen 247 Beamte und
Angestellte in Betracht. Tabak darf nur für Rechnung der
Verwaltung gekauft werden. Dagegen ist sowohl der Staat als
auch der Privathändler gegen entsprechende Steuer oder Ver-
gütung natürlich berechtigt, Tabakfabrikate aus dem Auslande
einzuführen. Es handelt sich da um ausländische Spezialitäten,
die nur in geringeren Mengen gebraucht und deshalb von der
staatlichen Tabakverwaltung weder hergestellt, noch eingeführt
werden. Mit Bewilligung der Verwaltung können Privathand-
fabrikanten, die nur für den Export arbeiten dürfen, besondere
Tabakfabrikationsstätten herstellen und zur Ausfuhr bringen. Die
Verwaltung hat diesen entweder den Rohstoff zum Selbst-
kostenpreis zu liefern oder die Erlaubnis zu erteilen, ihn selbst
im Auslande zu kaufen. Für die Durchfuhr von Rohstoff und
Tabakfabrikaten bleiben die Zölle wie bisher aufrechterhalten.
Bei Beginn der Wirksamkeit des Monopols soll die Ver-
waltung das Recht haben, die vorhandenen Rohstoff- und
Tabakfabrikatvorräte zu beschlagnahmen.

Die folgende Ergebnisliste des Tabakmonopols in den ver-
schiedenen Ländern geht aus folgenden Zahlen hervor:

		Reinerträge			
Jahr	Frankreich	Italien	Österreich	Deutschland	Belgien
1880	282 Mill. Frant	105 Mill. Lire	82 Mill. Kronen		
1890	305 " "	142 " "	113 " "		
1900	333 " "	158 " "	137 " "		
1910	407 " "	228 " "	185 " "		
1912	435 " "	251 " "	229 " "		

Es darf als sicher angenommen werden, daß die Schweizer
Regierung schon in den allerersten Monaten mit der definitiven
Vorlage betr. das Tabakmonopol vor das Parlament
treten wird. Dort wird es keinen allzu großen Schwierigkeiten
mehr begegnen. Wohl aber ist mit einer gefährlichen Gegen-
schaft des Projekts in der Schweizerischen Volksabstimmung zu
rechnen, der das Tabakmonopol laut Bundesversammlung unter-
breitet werden muß. Zu den Opponenten aus Interesse, den
Tabakfabrikanten, den Händlern mit Tabakfabrikaten und
einem Teile der Konsumenten werden sich gesellen die Mittel-
händler und die Großhändler, die prinzipielle Gegner aller
„sozialistischen“ (?) Monopolwirtschaften sind und ferner jene
nicht kleine Zahl von Spekulanten, die erklären, es wäre ein Un-
glück, wenn das Heer der Bürokraten und Staatsangestellten
durch das Monopol eine weitere sehr beträchtliche Vermehrung
erfahren würde. Die Bauern haben durch ihre geschlossene
und große Organisation bereits die Parole gegen das Tabak-
monopol ausgegeben, sie befürworten die Tabaksteuer und
gleichzeitig eine Biersteuer. Es ist jedoch nicht unwahrschein-
lich, daß seitens der Regierung und des Parlaments der Grob-
heit dieser Gegenpartei durch Konfiszierung, das heißt einen
Rückkauf schließlich von ihrem Standpunkt abgebracht wird.

Die organisierte Arbeiterkraft verhält sich im allgemeinen
nicht durchaus ablehnend gegen den Gedanken des Tabakmono-
pols, beharrt aber nach wie vor darauf, daß der finanzielle
Ertrag des Monopols für soziale Verbesserungsmaßnahmen re-
serviert bleibt. Ein Teil der Genossen will dem Bundesrat infor-
miert entgegenkommen, als sie erklären, in den nächsten zehn
Jahren sei wenigstens die Hälfte des Monopolertrages für die
Sozialversicherung beiseite zu legen, nach Ablauf dieser Frist
der ganze Ertrag für diesen Zweck zu verwenden. In der
einen oder anderen Form wird das Parlament der Arbeiter-
kraft entgegenkommen müssen, wenn es nicht eine Ver-
wertung des Monopols überhaupt riskieren will.

Der Weltkrieg.

312 808 Gefangene in Deutschland.

WTB Berlin, 9. April. (Amtlich.) Am 1. April 1915
befanden sich in deutscher Gefangenschaft: Franzosen: Offiziere
und sonstige im Offiziersrang stehende Personen 3868, Mann-
schaften 238 496; Russen: Offiziere usw. 5140, Mannschaften

504 210; Belgier: Offiziere usw. 647, Mannschaften 39 620;
Engländer: Offiziere usw. 520, Mannschaften 20 307. Zu-
sammen 812 808.

Mitteilung der obersten Seeresleitung.

Großes Hauptquartier, 9. April.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Aus dem völlig zusammengekauften Dorf Drie Grachten
an der Aa wurden die Belgier wieder vertrieben. Zwei bel-
gische Offiziere, 100 Mann und zwei Maschinengewehre fielen
dabei in unsere Hände.

Als Erwiderung auf die Beschließung der hinter unserer
Stellung gelegenen Ortschaften wurde Reims, in dem große
Ansammlungen von Truppen und Batterien erkannt wurden,
mit Brandgranaten belegt.

Nördlich vom Gehölz Beau Sejour, nordöstlich von Le Mes-
nil entziffen wir gestern abend den Franzosen mehrere Gräben.
Zwei Maschinengewehre wurden erbeutet. Zwei Wiedererobe-
rungsversuche während der Nacht waren erfolglos.

In den Argonnen misglückte ein französischer Infanterie-
angriff, bei dem die Franzosen erneut Bomben mit einer be-
taubenden Gaswirkung verwendeten.

Die Kämpfe zwischen Maas und Roisel dauern mit gesteig-
ter Heftigkeit an. Die Franzosen hatten bei den wieder gän-
zlich erfolglosen Angriffen schwere Verluste. In der Hoch-
ebene griffen sie vormittags und abends erfolglos an. Zur
Aufnahme der Maashöhe bei Combrès setzten sie dauernd neue
Kräfte ein. Ein Angriff aus dem Selouewald nördlich von
St. Mihiel brach an unseren Hindernissen zusammen. Im
Nippelwald sind wir in langemem Fortschritt. Westlich von
Apremont misglückte ein französischer Vorstoß. Französische
Angriffe erstarben westlich von Alen in unserem Artillerie-
feuer, führten aber nördlich und nordöstlich des Ortes zu er-
höhtem Handgemein, in dem unsere Truppen die Oberhand
gewannen und den Feind zurückwarfen. Nördliche Vorstöße der
Franzosen waren hier erfolglos. Auch im Briesterwald ge-
wannen die Franzosen keinen Boden.

Ein feindlicher Versuch, das von uns besetzte Dorf Befange
la Grande südwestlich von Chateau Salins zu nehmen, scheiterte.

Am Sudelkopf wurde ein Mann des 334. Regiments ge-
fangen genommen, der Dum-Dumgeschosse bei sich hatte.

Am Hartmannswillerkopf fanden nur Artilleriekämpfe
statt.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Westlich von Malwaria haben sich Gefechte entwickelt, die
noch nicht abgeschlossen sind.
Sont hat sich auf der Ostfront nichts ereignet.

Amtlicher französischer Bericht.

WTB Paris, 9. April. (Nicht amtlich.) Nachmittags
wurde amtlich bekannt gegeben: In Belgien, im Ainal und
östlich Reims Artilleriekämpfe. Die am 7. April abends ge-
melbten guten Ergebnisse zwischen der Maas und der Roisel
werden bestätigt. Die letzten Regengüsse weichen den lehmigen
Bögenboden auf, machten die Bewegungen der Artillerie
schwierig und hindern die Geschosse, zu treppieren. Unsere
Truppen befestigten die am 6. April gemachten Fortschritte.
Wir behaupteten alle Gewinne trotz der außerordentlich heftigen
Gegenangriffe. Bei Evargès führte der letzte mit 14
Regimentern ausgeführte Gegenangriff zu ungeheuren Ver-
lusten. Leichname bedeckten das Gelände. 300 Mann, welche
einen Augenblick vor die deutschen Linien vorrückten, wurden
von unseren Maschinengewehren niedergemacht. Keiner ent-
kam. Im Bois Brule eroberten wir einen feindlichen Schütz-
graben.

Paris, 9. April. Amtlicher Bericht von Donnerstag abend:
Trotz des schlechten Wetters neue Erfolge zwischen der Maas
und Roisel. Während der Nacht vom 7. auf den 8. April ge-
staltete uns ein Nachtangriff einen neuen Sprung vorwärts
zu machen. Wir behaupteten unsere Fortschritte trotz eines
heftigen Gegenangriffs. Wir zählten in dem Gelände schon
über 1000 deutsche Leichname. Weiter südlich, im Bezirk von
Morville, vernichteten wir in heftiger Infanteriekampagne eine
deutsche Kompanie, von der nur 10 Mann am Leben blieben,
die wir gefangen nahmen. Im Walde von Alth eroberten wir
neue Schützengräben und warfen zwei Gegenangriffe zurück.
Im Walde von Mortuare (südlich Alth) fuhren wir in einer
Defensiv-Organisation des Feindes auf und behaupteten uns
dort, ungeachtet der Bemühungen, die der Feind machte, um
diese zurückzuerobern. Südwestlich des Waldes in Pannes
wurde das Kabel des deutschen Jesselballons durch eine unserer
Granaten durchschnitten. Der Jesselballon trieb in unsere
Linie in südöstlicher Richtung.

Im Zusammenhang verschafften uns die Angriffe, die wir
seit dem 4. April zwischen Maas und Roisel unternahmen, schon
jetzt folgendes Ergebnis:

1. Auf den Fronten im Südosten von Verdun gewannen
wir in der Front 20 km Länge und 1-3 km in der Tiefe.
Wir besetzten die Höhen, die den Lauf des Orneflusses beherr-
schen und eroberten die Dörfer Guffainville und Tramecy.
2. Auf den Maashöhen in Evargès eroberten wir nahezu
die Gesamtheit der vom Feinde auf dem Plateau besetzten
Stellungen, das Combrès beherrschte und behaupteten das ge-
wonnene Gelände, trotz zahlreicher, äußerst heftiger Gegen-
angriffe.

2. Weiter südlich nahe St. Michel bemächtigten wir uns das ganze Südwestende des Waldes von Ailly, wo die Deutschen hart verdrängt waren. Der Feind konnte den Wald trotz wiederholter Gegenangriffe nicht wieder einnehmen.

4. In Süd-Boverie, zwischen dem Walde von Mortmare und dem Priesterwalde eroberten wir auf der 7-8 km langen Front 2 km in der Tiefe. Wir entrißen dem Feinde die Dörfer Aeghen-Sage und Regneville. Auf allen diesen Stellen erlitten die Deutschen furchtbare Verluste, deren Bedeutung zu ermessen, die in Eparages gefundenen Leichname gestatten.

Anmerkung des WTB: Es braucht immer wieder gesagt zu werden, daß die französischen Berichte die eigenen Verluste grundtätlich verschweigen und die der unjeren ebenso grundtätlich und maßlos übertreiben.

Aus Boulogne meldet, der „Bosnischen Zeitung“ zufolge, „Daily Telegraph“, daß am Montag plötzlich tausend Franzosen und Kinder in La Bassée erschienen und den Engländern mitteilen sie hätten Erlaubnis erhalten, ohne ihre Männer Lila zu verlassen. Als Grund für diese Erlaubnis gaben sie den Wunsch der Deutschen an, in Lila die Zahl der Leute zu verringern, die ernährt werden müßten. Die Frauen und Kinder strömten von Gesundheit und hatten keine Klagen vorzubringen. Sie sagten, daß Lebensmittel in Lila reichlich vorhanden seien. Die Behandlung durch die Deutschen wäre aut gewesen. Erzählungen von Grausamkeiten der Deutschen gegen die Frauen und Kinder seien hinfällig.

Sie wollen durchstoßen.

bb. Noordenal, 9. April. In einer Besprechung der Kriegslage von Pont-à-Mousson bis St. Michel schreibt General Berthaut im „Telegramm“ von Boulogne: Wir müssen die besten verfügbaren Kräfte ansetzen, um uns von dem Dorn zu befreien, der sich hier in unsere Stellung einbohrt. Es ist zweifellos ein gefährlicher Abschnitt, denn die deutsche Front droht hier mit einer Umfassung unserer Streiftritte. Mit der Besetzung des 150 Einwohner zählenden Fleckens Regneville ist noch nichts geschehen. Wir müssen durchstoßen bei Combres, Voinville und Essey, um einerseits Thiaucourt, andererseits Bigneulles zu erreichen und die Offensive in der Richtung Metz einzuleiten. Ob diese gewaltige Unternehmung glücken wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Den Anfang aber muß man machen, sonst kommt uns der Feind mit einer Attade zuvor, die unsere Flügel in eine prekäre Lage bringt.

Die Ueberzeugung der belgischen Minister.

WTB Le Havre, 9. April. (Nicht amtlich.) Die belgischen Minister richteten zum Geburtstag des Königs Albert an diesen ein Glückwunschtelegramm, in dem sie die Ueberzeugung ausdrücken, daß der König, von der gesamten Nation umgeben, bald im Triumph an der Spitze seines siegreichen Heeres in die Hauptstadt einziehen werde.

Verhaftung eines deutschen Berichterstatters in Paris.

Dem „Matin“ zufolge wurde der Schweizer Bürger Behrens, Berichterstatter des „Berl. Vol.-Ans.“, am 5. April verhaftet, weil er seinem Blatt einen Bericht von dem Zeppelinangriff auf Paris sandte.

Zuchthaus für einen deutschen Offizier.

Als die Engländer Deutsch-Samoa besetzten, wurde bekanntlich ein Teil der Kolonialbeamten als Geiseln nach Neu-Seeland gebracht. Der Regierungsrat von Samoa, der zugleich Reserveoffizier ist, verblieb in Samoa. Er verließ, wie nach der „Tagl. Rundschau“ jetzt aus San Francisco gemeldet wird, nach Deutschland zu entkommen, um seine Kraft in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Der nächste neutrale Hafen von Samoa ist der von Pago-Pago auf Amerikanisch-Samoa. Dieser Hafen war das nächste Ziel des deutschen Offiziers. Da seine Flucht sofort entdeckt wurde, erfolgte seine Verhaftung, ehe er in Pago-Pago amerikanischen Boden betreten hatte. In dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren wurde er zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Vollzug einer solchen Strafe in den Tropen an einem Europäer ist gleichbedeutend mit einem Todesurteil.

Die Verluste der Russen bei Memel.

Gegenüber den Angaben des russischen Generalstabes, daß die Verluste der in Memel eingebrochenen russischen Truppenteile nur 140 Mann an Toten, Verwundeten und Vermissten betragen hätten, wird amtlich festgestellt: Bei Memel wurden dreihundert Russen begraben, bei Memel und Volangen fünfhundertfünfzig Russen gefangen, hiervon wurden drei Offiziere und vierhundertdreißig Mann über Tilsit abgeführt, der Rest ist noch in Memel, zum Teil im Arbeitsdienst verwendet, zum Teil verwundet im Lazarett.

Vor Ostrowitz. — Gegen die russischen Lügen.

Dem Brief eines deutschen Artillerieoffiziers an seine Eltern in Königsberg darf die „Königsb. Post.“ die folgenden Abschnitte entnehmen: Es ist wirklich empörend und geradezu unanständig, wie die russischen Generalstabsberichte liegen. Sie verdrängen nicht nur Tatsachen, sondern laugen sich das meiste glatt aus den Fingern. Zweifellos sind die französischen und englischen Meldungen ebenso. Aber es ist ganz richtig, daß von uns nicht amtlich jeder einzelne Blödsinn widerlegt wird. Dann müßten die Berichte unserer Obersten Heeresleitung ja genau viermal so lang werden, wie sie es sind. Also da heißt es deutlich: Bei Ostrowitz brachte der Feind einige Batterien näher an die Festung heran, nachdem er die Durchdringung einer Verteidigung aus weiter Entfernung eingesehen hatte.

Das Nördliche Wahrheit daran ist, daß einige Batterien Stellungswechsel nach vorn gemacht haben, besonders eine davon aber hat Karren, die etwa 4 Kilometer hinter der Stellung liegen, gründlich verbrannt, auch weiter abliegende Geschütze unter Feuer genommen. Die Festung selbst ist schon vorher ordentlich ramponiert worden. Oder ist es nach russischer Auffassung eine „fruchtlose Verteidigung“, wenn das Zentralwerk so befeuert wird, daß es drei Tage hintereinander auf verschiedenen Stellen von morgens bis zur Dunkelheit brennt? Und wenn zum Beispiel ein anderes Fort nicht viel mehr ist als ein Krümmerrücken? Dann wird von der „Vertheidigung einer Kolonne“ gesprochen. Einfach erlogen. Kolonnen fahren nicht anders als im Schutze der Dunkelheit, oder wenn es in der Schlacht unbedingt nötig ist, daß sie gerade ins Schußfeld der Artillerie hineinlaufen.

Der Kampf auf mittlere Entfernung wurde am 13. und 14. fast bis zum Eintritt der Nacht mit großen Vorteilen für die Artillerie der Festung fortgesetzt.

Boher meißt Du? Gehehen habt Ihr sicher nichts. Aber die „Vorteile“ sind ja überhaupt gar nicht dazugehört. Wie kann es auch bei einem so planlosen Abstreifen des Geländes anders sein? Ich möchte behaupten, daß wir gerade an jenem Tage nicht einen Mann auf der ganzen Linie vor der Festung verloren haben. Von Artilleriematerial schon garnicht zu reden.

Zwei deutsche Kompanien versuchten, sich dem gefrorenen Bober bei dem Dorfe Komondz zu nähern, gingen jedoch unter schweren Verlusten zurück.

Es ist bedauerlich, daß ich es wieder sagen muß: Schlatt erfinden. Es mögen ja einige Vorposten oder Patrouillen dort sich etwas weit vorgewagt haben, aber das, was der russische Bericht sagt, ist einfach nicht wahr.

Im Raume von Ostrowitz ermittelten unsere Kundschafter mit Erfolg feindliche Posten und brachten sie gefangen in die Festung ein.

Das Abschneiden von Vorposten, das dann und wann vorkommt, ist jedoch wirklich nicht ein Ereignis, das wert ist, im Generalstabsbericht erwähnt zu werden. In einem andern Bericht wird erzählt, ein Artilleriegeschwader hätte die Festung überfallen und Hunderte von Bomben abgeworfen. Einfach erlogen. Der neue Festungscommandant scheint bei Nikolajewitz den Eindruck erwecken zu wollen, als habe er einen be-

sonders schweren Stand und verdiene nun um so mehr Lob für sein Ausbleiben.

Der Seefrieg.

Ein Fischdampfer torpediert.

WTB London, 9. April. „Daily Chronicle“ meldet aus Grimsby: Man vermutet, daß der Fischdampfer „Barina“ durch ein deutsches Unterseeboot torpediert wurde. Die Mannschaften zweier Fischdampfer, die im Hafen anlangten, erklärten, daß sie am Mittwoch ein Schiff sahen, das sie für die „Barina“ hielten. Dann tauchten zwei Unterseeboote auf und darauf wurde eine Explosion gehört und man sah den Fischdampfer sinken.

WTB London, 9. April. Reuter meldet aus Grimsby: Der Fischdampfer „Barina“ ist in der Nordsee in die Luft gesplissen. Von der Besatzung werden neun Mann vermißt. Es ist unbekannt, ob das Schiff auf eine Mine gelaufen oder durch ein Torpedo getroffen wurde.

Amtlicher englischer Bericht über die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote.

WTB London, 9. April. Eine Mitteilung der Admiralsität befragt, daß in der am 7. April zu Ende gegangenen Woche 5 englische Handelschiffe von insgesamt 7004 Tonnen durch deutsche Unterseeboote in den Grund gebohrt worden sind. Nicht eingezeichnet sind 5 kleine Schiffe von insgesamt 914 Tonnen. In derselben Woche sind in den Häfen Großbritanniens, obwohl Ostern war, 124 Dampfer ein- und ausgefahren.

Ein italienisches Schiff von den Franzosen angehalten.

Vaiel, 9. April. (Nicht amtlich.) Die „Valese Nachrichten“ melden aus Mailand: Der italienische Dampfer „Aurora“ wurde von einem französischen Schiff angehalten und nach Nizza gebracht. Maschinen, Stoffe und Kleider aus Genua, die für deutsche Kaufleute in Montevideo bestimmt waren, wurden beschlagnahmt. Ferner wurden an Bord eines spanischen Dampfers von einem französischen Hilfskreuzer 350 Tonnen Dorrerfisen, die als Transitgut nach der Schweiz bestimmt waren, beschlagnahmt, anscheinend, weil auf dem Konossement der Empfänger nicht genannt war.

Der österreichisch-ungarische Schlachtenbericht.

Die Schlacht in den Karpathen.

WTB Wien, 9. April. Amtlich wird mitgeteilt: 9. April 1915, mittags. An der Front in den Ostbesiden herrscht im allgemeinen Ruhe. Im Waldgebirge jenseit der Goguer seine frontalen Vorstöße unter schonungsloser Ausnutzung seines Menschenmaterials in andauernden Sturmangriffen fort. Berge von Leichen und Verwundeten kennzeichnen die im wirlungsvollen Gedräng und Wahnwahngeheuer unserer Stellungen liegenden russischen Angriffsfelder. 1600 unabweisbare Feinde wurden in den heftigen Kämpfen gefangen. An allen übrigen Fronten keine besonderen Ereignisse.

Amtlicher russischer Bericht.

WTB Petersburg, 9. April. Der Generalstab des Generalissimus teilt mit: In den Karpathen waren unsere Truppen beim Vorrücken im Tale der Endama am 6. April die Österreicher aus den Abschnitten Stropfo und Buczacz. In der Gegend von Melolaborz versuchten die Österreicher und Deutschen, nachdem sie beträchtliche Verluste erlitten hatten, im Angriff vorzugehen. Dennoch wiesen unsere Truppen, nachdem sie die Front Szabolcz-Guto eingenommen hatten, alle Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind zurück. In der Gegend nördlich der Eisenbahn Ust-Verdzna bewertigten unsere Truppen mit Erfolg den Uebergang über die Hauptfeste der Karpathen und haben einen tatlich wesentlichen Erfolg auf den Höhen südlich und nördlich von Bolosate erzielt. An den übrigen Stellen der ganzen Front keine wesentliche Veränderung.

Serbien und Bulgarien.

WTB Sofia, 9. April. (Nicht amtlich.) Die Presseleitung veröffentlicht folgende Mitteilung: Die Bemühungen der serbischen Diplomatie, die Haltung der bulgarischen Regierung in der Angelegenheit des in Serbien-Mazedonien ausgebrochenen Aufruhrs bloßzustellen, scheiterte an der Korrektheit der bulgarischen Regierung gegenüber Serbien. Diese wurde seit Beginn des europäischen Krieges streng eingehalten. Sie geht am deutlichsten aus der zwischen den Kabinetten in Rich und Sofia gewechselten diplomatischen Korrespondenz, wegen der jüngsten Zwischenfälle von Saloniki hervor. Ein neuerlicher Beweis des tadellosen Verhaltens der bulgarischen Regierung wurde durch den Befehl geliefert, daß Aufrührer, die sich mit den Waffen in der Hand an der bulgarischen Grenze einfanden, entlassen und den bulgarischen Gesetzen gemäß behandelt werden. Der Befehl ist bereits durchgeführt. Zahlreiche Aufrührer wurden verhaftet und in das Innere des Landes verwiesen.

Die Türkei im Welt-Kriege.

WTB Konstantinopel, 9. März. Die türkischen Blätter spotten über die Tätigkeit der englisch-französischen Flotte vor den Dardanellen, die soweit jetzt, mit zwei Booten in Enos Truppen landen zu wollen. „Tanin“ sagt, die englische Welt-herrschaft, die so viele Völker unter ihrer Willkür hielt, stürzte unter den Vorstößen der deutschen Unterseeboote und unter der Wucht der Niederlage an den Dardanellen zusammen. Die Öhre, diese Willkürherrschaft, die wie jede solche Herrschaft hohl ist, gestürzt zu haben, darf auch die Türkei für sich in Anspruch nehmen. Auf die Untätigkeit der Neutralen anspielend, fragt das Blatt, warum die Öhre, eine so große Tat vollbracht zu haben, nur einigen wenigen Nationen vorbehalten bleiben soll.

TT. Konstantinopel, 9. April. Aus Mytilene und Lemnos in Biräus eingetroffene Reisende erzählen, daß ein großer Teil der feindlichen Kriegsschiffe so stark beschädigt ist, daß sie augenblicklich zum Unternehmungen unbrauchbar sind. Auf Lemnos befinden sich 5000 bis 6000 Mann an Land. Weitere 10.000 befinden sich auf den Transportschiffen. Die Ernährung der Truppen bereitet große Schwierigkeiten. Der Versuch, artische Brunnen anzulegen, blieb erfolglos und das Wasser für die Soldaten muß man aus Salomiti herbeischaffen. Nach der Meinung eines Berichterstatters seien die Operationen gegen die Dardanellen noch nicht endgültig aufgegeben, da noch in der vorigen Woche englische und französische Offiziere nach der Dardrossel und nach Lemnos abgegangen.

WTB London, 9. April. „Central News“ melden: Das Pressebureau berichtet aus Kairo: Ein kleines türkisches Korps Kavallerie wurde Mittwoch morgen von englischen Patrouillen einige Meilen nördlich von Kantara bemerkt. Einige Schiffe wurden gesichtet, worauf die Türken zurückgingen. Auf keiner von beiden Seiten sind Verluste festzustellen.

WTB Petersburg, 9. April. Der Stab der Kaukasus-Armee teilt mit: An der Küste dauerte am 7. April das Gewehrfeuer den ganzen Tag an. In der Richtung auf Artvin und nördlich Ost geht unsere Offensive weiter. Türkische Angriffsversuche gegen den Was von Kischigabul im Tale von Maschaut wurden abgewiesen. An den anderen Fronten keine Veränderungen.

Russische Schiffsverluste.

TT. Rotterdam, 9. April. Einer aus Sofia hier angelangten Meldung zufolge enthalten die dortigen Blätter eine Nachricht aus Sebastopol, der zufolge seit einigen Tagen im Hafen von Sebastopol ein großer beschädigter russischer Kreuzer liegt. Ferner sei ein mit der Bestimmung nach Serbien abgegangener Transportdampfer, der mit Munition beladen war, auf eine Mine gestoßen und gesunken. Auch der Petroleumdampfer „Peter der Große“ sei unweit Batum untergegangen.

Attentat auf den Sultan von Ägypten.

Aus Kairo meldet das Renterische Bureau unterm 8. Heute um 8 Uhr wurde ein Anschlag auf den Scheich in dem Augenblick verübt, wo er den Abdin-Palast verließ, um einige Grob-wärterträger zu befehlen. Ein Einzelgänger gab auf den Sultan einen Schuß ab, der jedoch fehl ging; der Täter wurde sofort ergriffen.

Wenn sich diese Meldung des Renterischen Bureaus, das es sich selbst zuschreiben hat, wenn man in Deutschland ihm wenig Glauben schenkt, in ihrem vollen Umfange bewahrheitet, so wirkt sie ein Schlaglicht auf die englandfeindliche Stimmung, die unter der eingeborenen Bevölkerung Ägyptens herrscht. Denn der neue Scheich Hussein Kemal ist von Englands Gnade. Da der rechtmäßige Scheich sich mannhaft weigerte, von Konstantinopel unter die englische Vormachtigkeit nach Kairo zurückzukehren, erklärten die Engländer ihn für abgesetzt und erhoben seinen Neffen auf den Thron. Der Anschlag galt also offenbar nicht der Person des Scheichs, sondern der englischen Fremdherrschaft, als deren wirksames Werkzeug er sich erwiesen hat.

TT. Rom, 10. April. Nach Blättermeldungen aus Kairo über den Anschlag auf das Leben des Sultans Hussein Kamil scheint eine weit verzweigte Verschwörung gegen das Leben des Herrschers bestanden zu haben. Der verhaftete Mohammed Gabil gehört einer wohlhabenden mohammedanischen Familie an und hat in Kairo studiert. Man entdeckt bei ihm noch einen weiteren mit jedem Schuß geladenen Revolver, sowie einen scharf geschliffenen Dolch. Die Wehrzahl der beim ersten Versuch an ihn gerichteten Fragen ließ er unbeantwortet. Als Mord seiner Tat gab er an, daß Hussein Kamil zum Verräter an der mohammedanischen Sache geworden sei und deshalb vernichtet werden müsse. Die Nachforschungen der Polizei nach den Mitverschworenen dauern noch an.

Ein Stündchen bei den Nonnen.

Die „Chemnitzer Volksstimme“ erhält von einem ihrer früheren Maschinenführer folgende Schilderung:

Nieghem, im März 1915.

Im Kloster Aue Maria in Nieghem fristen noch einige belgische katholische Nonnen ihr Dasein. Sie halten dort Schule für Kinder und auch für erwachsene Mädchen, focher für erkrankte und verwundete Deutsche (auch dieses Kloster ist in ein Lazarett verwandelt worden, und dadurch bin ich hingelommen) und — beten. Beten ist ihre Hauptbeschäftigung. Sie lösen sich gegenseitig im Beten ab, wie die Soldaten auf Wache. So ist es wenigstens in diesem Kloster; denn jedes Kloster hat seine Besonderheiten. Der Orden Sacres coeurs (Heilige Herzen) hat bestimmte Gebetszeiten. Aber in unserem Kloster, das Gebürge Ansbach heißt („Grotte Ansbach“), wird ohne Unterlass Tag und Nacht gebetet. Die Nonnen in der Aue Maria haben eine zweijährige Probezeit. In diesen zwei Jahren können sie noch immer zurücktreten und wieder ins Leben hinausgehen. Ist aber die Zeit vorüber, und haben sie die Probe bestanden, so werden sie „getraut“ und bekommen einen Ring an den Finger, ähnlich dem Trauring. Durch diese Zeremonie werden sie zur ewigen Braut Christi. Nun dürfen sie nicht mehr auf die Straße gehen, sondern sind seit ihres Lebens an das Kloster gefesselt.

Ob ihnen das schwer fällt? Ich fragte sie, ob sie nicht manchmal Sehnsucht hätten, andere Menschen und Städte und neues Leben zu sehen. O nein, erwiderten sie, sie seien so glücklich, sie seien ja die Braute Christi, die Auserlesenen, und dabei schauten sie mit verklärten Augen gen Himmel.

„Was halten Sie von dem Krieg?“

„O, der Krieg ist schrecklich. Wenn doch bald Friede wäre! Wir beten jeden Tag mit unseren Schulkindern um Frieden, aber er will nicht kommen.“

Sie mühten noch inbrünstiger zum lieben Gott beten; denn der liebe Gott werde doch nicht dauernd dulden, daß so viele Tausende unschuldige Männer tot- oder zu Krüppeln geschossen würden. Ich fragte sie, warum denn Gott das überhaupt zuließe.

Der liebe Gott trauet nur, meinten sie, und wenn es auf Erden schlecht ginge, der hätte es im Himmel desto besser. Selbst wer unschuldig leide, werde im Jenseits belohnt.

Ich brach dieses Thema ab, weil ich sie nicht verlegen wollte. Ich lenkte auf das moralische Gebiet über und sagte ihnen, ich hätte nicht geglaubt, daß im heutigen Zeitalter noch einmal ein so furchtbarer Krieg stattfinden könnte.

„Wir auch nicht“, war die Antwort, die ich übrigens von allen Belgiern gehört habe. Krieg führen sie überhaupt un-menschlich. Die Erde würde dadurch nicht größer, heute nehme der eine ein Stück und morgen der andere, und im Grunde bleibe es immer dasselbe. In aller Ewigkeit hätten Deutsche, Belgier und Engländer nebeneinander leben können, denn es seien doch alles Menschen und hätten ein Recht zum Leben. Man müßte die Kinder so erziehen, daß sie den Krieg verabscheuten, und die Kinder mühten wiederum ihre Kinder zu immer höheren und geistlicheren Lebensanschauungen bringen. Der Krieg müßte einmal auf der Erde ganz aufhören. So dachten sie und so dachten alle Belgier, und wenn es wirklich Kriekreure gegeben hätte, so seien es höchstens ein paar verzerrte Gesichter gewesen.

Ich stimmte ihnen eifrig zu; denn in den Monaten, in denen wir in Belgien lagen, haben wir wirklich wenig von Ausschreitungen gemerkt. Aber wer von uns kann wissen, wie es zu Anfang des Krieges hier gewesen ist. Jedenfalls schied ich von den Nonnen nach einem zwar nicht politischen, aber doch ganz menschlichen Gespräch in aller Freundschaft.

Dem nordöstlichen Kriegsschauplatz.

Der Russen zweite Niederlage in Nordpolen. — Geschwundener Glaube an Rußlands Siegesmöglichkeit.

... 13. März 1915.

Aus militärischen Gründen mußte mein erster Bericht über die neue Schlacht in Nordpolen um einige Tage zurückgestellt werden. Mittlerweile sind die Hauptereignisse durch telegraphische Meldungen bekannt geworden. Der Schlag war für die Russen doch noch empfindlicher, als sich am Abend des 10. März übersehen ließ. Es gelang der deutschen Heeresleitung wieder, durch geschickte Verleumdungen die Russen zu täuschen, sie zu Aufmärschen zu veranlassen, die sie Kantenangriffen aussetzten. So konnte man mit verhältnismäßig geringen Kräften den Russen eine neue schwere Niederlage bereiten. Von unseren Truppen wurden dabei allerdings auch wieder Leistungen vollbracht, die zweifellos ein Maximum darstellen. Ich begegnete Leuten, die mit einer Pause von einer halben Stunde einen Tag und eine Nacht lang nicht aus dem Sattel gekommen waren, anderen, die nach einer Marschleistung von 50 bis 60 Kilometer noch ins Gefecht gekommen waren, und den Gegner aus seiner Stellung vertrieben hatten. Manchmal war das nicht leicht, denn die Russen sahen sich eingeschlossen und verschiedene Führer unternahmen verzweifelte Anstrengungen, um aus der Umflammerung herauszukommen. Auf das von den Deutschen nachts gegen 2 Uhr genommene Dorf B. erfolgten bis zum

Ellah

WTB Str

heute nachmitt

berige Röhde

wiedergebäht.

(Noth), zum

bestimmt. L

Stimmung mit

Deutschler, ins

diesen Krieg g

dastehenden T

bruch des Fein

g'stacht, sonde

fuhr fort: Es

glänzender Ru

in seinem Kri

machung nicht

Kändig dem a

auch eine statt

Landen dem b

dieser Stelle a

unserer Bevöl

des Landes an

auf, in der G

durch die wies

nicht eripart n

lechten Blutst

durchzubringen

Freiheit des g

die einzig glü

Heimatländes.

schließlich für

stuhung der n

In seiner Stat

darauf hin, daß

plaz von Käm

nieren Gebirgs

gemworfen und

größte Teil de

im Südwesten

bis 15 Kilome

entwidel. A

zöhringen sich

zöhringen und

Gemeinden hat

entfernt werde

die erlittenen

nur für die B

Daqu habe

gestellt. Die

ation habe ein

sektretär berü

Landes, die er

selbstbestellu

arbeiteten sein

Gänge. An

zöhringen mit

1913 hat einen

Nähr 1914 mit

schon werden k

schließen. D

Landes verfüh

unterstützung

sch einhalb

schwebenden S

des Staats für

teilweise erheb

und Ausgaben

wies sich nur

etwa 9,5 Milli

Regierung erm

von 60 Milli

Marz beitim

Krieges notmen

des Jahres 19

leischlich von

schloß seine R

daß derselbe

Beilage der Arbeiter-Zeitung

Nr. 33.

2. Blatt.

Dortmund, Samstag, den 10. April 1915.

24. Jahr.

Elaf-Lothringischer Landtag.

WTB Straßburg i. E., 8. April. Die Zweite Kammer hielt heute nachmittags zunächst eine Geschäftsitzung ab. Der bisherige Präsident Dr. Kießlin (Z.) wurde nahezu einstimmig wiedergewählt. Zum ersten Vizepräsidenten wurde Abg. Jung (Z.), zum zweiten Vizepräsidenten der Abg. Böhle (Z.) bestimmt. Um 4.30 Uhr eröffnete der Präsident eine neue Sitzung mit einer Ansprache, in der er u. a. ausführte: Kein Deutscher, insbesondere nicht das elaf-lothringische Volk, hat diesen Krieg gewünscht. Dank der unbegrenzlichen, ja, einzig dastehenden Tapferkeit unserer braven Truppen ist der Einbruch des Feindes in unsere Grenzlande nicht nur zum Stehen gebracht, sondern auch zurückgewiesen worden. Der Präsident fuhr fort: Es wird für uns Elaf-Lothringer ein bleibender glänzender Ruhmestitel sein, der durch nichts verwischt, noch in seinem Glanze verbunkelt werden kann, daß bei der Mobilisierung nicht nur die zum Kriegsdienst Verpflichteten vollständig, sondern auch die gerüsteten Kräfte folgten, sondern daß auch eine stattliche Zahl von Kriegsfreiwilligen aus unseren Landen dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung stellte. Von dieser Stelle aus, in Ihrem Namen, meine Herren, im Namen unserer Bevölkerung, richte ich stolz und bewußt heilige Worte des Dankes an unsere kämpfenden Landesfinder und fordere sie auf, in der Erfüllung ihrer patriotischen Pflicht unbeteiligt durch die vielfachen schmerzlichen Erfahrungen, welche uns leider nicht erspart worden sind, nicht zu erlahmen, sondern bis zum letzten Blutstropfen und letzten Lebenshauch durchzuhalten und durchzubringen. Sie kämpfen nicht nur für die Ehre und die Freiheit des großen Deutschen Reiches, sie kämpfen auch für die einzige glückliche, für die deutsche Zukunft unseres geliebten Heimatlandes. (Lebhaftes Bravo.) Der Präsident dankte schließlich für die Bestrebungen in Altdeutschland zur Unterstützung der notleidenden elaf-lothringischen Bevölkerung. — In seiner Eröffnungsrede wies der Staatssekretär Graf v. Rode auf hin, daß seit Kriegsbeginn Elaf-Lothringen der Schauplatz von Kämpfen gewesen sei. In zwei Feldschlachten und vielen Gefechtskämpfen im Lande sei der Feind heftig zurückgeworfen und dadurch Lothringen, das untere Elaf und der größte Teil des Oberelaf vom Feinde frei geworden. Nur im Südbereich des Landes auf einem durchschnittlich etwa 10 bis 15 Kilometer breiten Streifen hat sich ein Stellungskrieg entwickelt. Die kriegerischen Ereignisse seien auch in Elaf-Lothringen fühlbar geworden. Die baulichen Schäden seien in Lothringen und in Teilen des Elaf bedeutend. Aus einzelnen Gemeinden hat zu ihrer eigenen Sicherheit die Bevölkerung entfernt werden müssen. Aufgabe des Reiches werde es sein, die erlittenen Schäden auszugleichen. Vorläufig könne jedoch nur für die Beilegung dringender Not Sorge getragen werden. Dazu habe das Reich eine Million Mark zur Verfügung gestellt. Die von dem Herrn Staatsminister eingeleitete Hilfsaktion habe eineinhalb Millionen Mark ergeben. Der Staatssekretär berührte darauf die Nahrungsmittelversorgung des Landes, die erfolgreich durchgeführt worden sei. Die Herbstfeldbestellung sei im großen und ganzen erfolgt, die Frühjahrsarbeiten seien unter Mithilfe einquartierter Truppen im Gange. An der Kriegsgeldverteilung habe sich Elaf-Lothringen mit 250.000 Mark beteiligt. Das Rechnungsjahr 1913 hat einen Ueberschuß von 1.100.000 Mark ergeben. Das Jahr 1914 wird infolge des Krieges, soweit annähernd übersehen werden kann, mit einem Reibverlustr von zehn Millionen abschließen. Der Ausfall bedingt in Verbindung mit der dem Lande verfallenden zur Last fallenden Zahlung der Familienunterstützungen für die einberufenen Mannschaften von monatlich eineinhalb Millionen Mark eine starke Erhöhung der schwebenden Schulden. Der Etat für 1915 sei genau im Rahmen des Etats für 1914 aufgestellt, jedoch seien die Einnahmestellen teilweise erheblich verringert. Er schloß ab in Einnahmen und Ausgaben mit 79 Millionen Mark. Die Bilanzierung erwies sich nur möglich durch die Einstellung einer Anleihe von etwa 9,5 Millionen Mark. Außerdem solle im Etatgesetz die Regierung ermächtigt werden, Schapanweisungen bis zur Höhe von 60 Millionen Mark zu geben. Hieron seien 10 Millionen Mark bestimmt zur Durchführung außerordentlicher, infolge des Krieges notwendiger Vorkehrungsmaßnahmen. Bis zum Ablauf des Jahres 1915 sei etwa mit einer Gelamterhöhung der Anleihe von 20 Millionen zu rechnen. Der Staatssekretär schloß seine Rede, er wisse sich eins mit dem Landtage darin, daß derselbe sich in der Einheitlichkeit und Entschlossenheit des

Volles und Handelns für des Landes Wohlfahrt nicht überlassen lasse durch die Brüder im Reiche. Auf Antrag der Abg. Jung (Z.), Petzold (Z.), Weber (Z.) und Wolf (Z.) wurde der Vorantrag ohne Debatte an die Budgetkommission verwiesen. Angenommen wurde ferner ein Antrag der Sozialdemokraten auf Aufhebung der Schenkung gegen den Abg. Martin in Mülhausen und Einstellung des Verfahrens gegen denselben, sowie ein Antrag des Zentrum, das Oberlandesgericht solle prüfen, ob die Voraussetzungen der Mitgliedschaft Petzold zur Zweiten Kammer noch vorhanden sind. — Nächste Sitzung unbestimmt.

Zur Änderung der Kriegsrentengesetze.

Der Reichstag ist bis zum 18. Mai vertagt, aber schon am 13. April nimmt der Haushaltsausschuß seine Arbeiten wieder auf. Er soll zunächst die bestehenden Kriegsrentengesetze nach sozialen Gesichtspunkten durcharbeiten und Änderungsanträge machen.

Was dabei herauskommen wird und ob die Gesetze viel oder wenig geändert werden, läßt sich heute noch nicht absehen. Weder die Regierung noch die Parteien haben sich auf Einzelheiten festgelegt. Es scheint aber Reue vorzuhanden zu sein, die in den jetzigen Kriegsrentengesetzen festgelegten Einheitsätze wenigstens insoweit zu ändern oder zu ergänzen, daß auch das Einkommen, das der Kriegsteilnehmer vor seiner Einberufung hatte, die Höhe der Rente beeinflusst. Damit wird das Gesetz aber gerade an der wichtigsten Stelle geändert.

Die jetzigen Kriegsrenten sind lediglich nach dem militärischen Rang des Kriegsteilnehmers abgemessen. Ob der Mann vor dem Kriege viel oder wenig verdient, ob er in einer teuren oder billigen Gegend zu Hause ist, spielt gar keine Rolle. Die Witwe des Gutsbesitzers aus Euphrat erhält an Kriegsrenten hinterbliebenen genau so viel wie die Witwe eines Arbeiters oder Handwerkers in einer Großstadt. Diesen Zustand könnte man gelten lassen, wenn die Rentenlage für die Lebensverhältnisse in den teuren Gegenden ausreichte. Das ist aber nicht der Fall und kann schon deshalb nicht zutreffen, weil es sich um gleichmäßig für alle Verne und alle Gegenden Deutschlands geltende Einheitsätze handelt, die den Durchschnitt ausmachen sollen.

In den anderen sozialen Gesetzen Deutschlands kennt man solche Einheitsätze nicht. In der Angelegenheit, Anwartschafts- und Altersrenten, Witwen- und Waisenrenten richtet sich die Höhe der Rente vielmehr nach dem Wert und der Zahl der geleisteten Beiträge. Ein Gleiches ist bei den Versicherungsleistungen der Fall. Die Rente in diesen Versicherungsweisen ist für jede einzelne Person verschieden. Die diese Verschiedenheit herbeiführenden Beiträge oder nicht wiederum nach der Höhe des Verdienstes. In der Unfallversicherung wird die Rente ausschließlich nach dem Verdienst berechnet. In den Altersrentenversicherungen ist also überall, wenn auch nicht bis zur äußersten Konsequenz, aber doch ziemlich weitgehend, der Grundsatz durchgeführt, daß die Renten der Invaliden, Witwen und Waisen sich halbwegs nach dem früheren Einkommen richten müssen. Was man auch alles zur Verhinderung der nur in den Kriegsrenten enthaltenen Einheitsätze anführen mag, der Grundsatz, die Rente in etwas nach dem früheren Einkommen zu bemessen, bleibt doch der gerechteste. Nach den Einheitsätzen hat z. B. ein unbeschäftigter, aber im übrigen vollständig arbeitsfähiger Kriegsteilnehmer, der als gemeiner Soldat diente, nur 720 Mark jährlich zu verlangen, während der durch einen Betriebsunfall verletzte und ebenfalls vollständig arbeitsfähige Industriearbeiter im Durchschnitt eine viel höhere Rente erhält. Warum aber soll der auf dem Schicksal verurteilte Kriegsteilnehmer bei gleicher Beeinträchtigung der Erwerbsfähigkeit nicht auch die gleiche Rente bekommen wie der durch einen Betriebsunfall verletzte Industriearbeiter? Damit soll nun keineswegs bestritten werden, daß man im vollen Umfang das Unfallgesetz zum Beispiel nehmen soll. Im Gegenteil, für die Opfer des Krieges müssen sozial verlässliche Versorgungsgesetze geschaffen werden, die noch besser sind als das Unfallgesetz.

Man werde nicht ein, daß wenn man die Unfallrenten berücksichtigt, man auch die niedrigen Reichsrenten, Witwen- und Waisenrenten berücksichtigen müsse. Ein solcher Vergleich würde nicht passen. Reichsrenten, Witwen- und Waisenrenten werden in der überproportionalen Mehrheit aller Fälle erst fällig, wenn der

Verletzte ein höheres Lebensalter erreicht und die Kinder mehr oder weniger erwachsen sind. Der in jungen Jahren einberufene und erwerbsfähig gewordene Kriegsteilnehmer hat aber seine älteren Kinder, die ihn unterstützen könnten, sondern er muß in der Regel noch für mehrere jüngere sorgen. Sollen die Einheitsätze in den Kriegsrentengesetzen bestehen bleiben, dann dürfen sie höchstens noch weiter als in der Vergangenheit sein, wobei der dazu zu zahlende Aufwand bis zu einer gewissen Grenze nach dem früheren Einkommen zu bemessen ist. Ein nach dieser Richtung gehender Antrag der sozialdemokratischen Fraktion liegt bereits vor.

Ein weiterer Antrag der Fraktion verlangt, daß an Witwen, die sich wieder verheiratet haben, der dreifache Betrag der Jahresrente als Abfindung gezahlt werden soll. Bekanntlich wird eine solche Abfindung für die Unfallwitwen bereits gezahlt. Daß das Militärhinterbliebenengesetz keine Abfindung enthält, ist nicht nur für die einzelne Witwe, sondern auch für das ganze Volk von Nachteil. Wer wollte leugnen, daß die Zahlung einer Abfindung für die Unfallwitwen die Verhältnisse verbessert? Eine Witwe, die bei der Wiederverheiratung ihren Hausstand mit der Abfindungssumme aufbessern kann und die Rente für die Kinder erster Ehe weiter bekommt, bringt bei Wiederverheiratung dem Manne keine Last mit, sondern eher einen Vorteil. Auch für den Staat kann dieser Umstand nicht ohne Bedeutung sein, denn für diesen ist es nicht gleichgültig, ob die Menschenverluste des Krieges so viel wie möglich ausgeglichen werden oder nicht.

Für uneheliche Kinder wird Kriegsrenten hinterbliebenenrente nur dann gezahlt, wenn der uneheliche Vater die uneheliche Mutter später heiratete, das Kind somit durch nachfolgende Ehe legitimiert wurde. Unsere Fraktion verlangt, daß schon dann Renten zu zahlen sind, wenn die Unterhaltspflicht des Vaters festgestellt ist. Heute ist die uneheliche Mutter, wenn der Vater des Kindes sie nicht heiratete und im Kriege fiel, auf die Hilfe der Armenkassen angewiesen. Auch die Kinder, selbst wenn sie aus anderen Quellen kein Pensionsgeld erhalten, sind nach dem Militärhinterbliebenengesetz nicht vorzugsberechtigt, und zwar auch dann nicht, wenn der gefallene Vater der einzige Ernährer war. Auch diese Lücke im Gesetz dürfte der Reichstag sich näher ansehen.

Eltern und Großeltern erhalten für einen gefallenen Sohn oder Enkel die Rente nur dann, wenn der Gefallene ihren Unterhalt ganz oder überwiegend bestritten hat und wenn sie bedürftig sind. Es genügt nicht, daß der Gefallene seine Eltern oder Großeltern unterstützt hat, sondern er muß Haupternährer derselben gewesen sein, das heißt, er muß den Eltern oder Großeltern soviel nicht für seine eigenen Bedürfnisse draufgegangenes Geld ins Haus gebracht haben, wie diese aus anderen Einnahmequellen nicht hatten. Im Unfallgesetz ist das Wort „überwiegend“ gestrichen und durch „wesentlich“ ersetzt, wodurch der Kreis der Eltern und Großeltern, die Altersrenten (Eternrenten) erhalten können, nicht unbedeutend erweitert ist. Das Wort „wesentlich“ dürfte auch für das Militärhinterbliebenengesetz das richtige sein. Nach den jetzigen Bestimmungen bekommen die Eltern z. B. auch dann noch keine Rente, wenn sie selbst ein monatliches Einkommen von 50 Mark haben, der Sohn aber nur einen um etwas geringeren Betrag abgibt. Er müßte in solchem Falle schon 51 Mark im Monat den Eltern geben. Erst dann wäre „überwiegend“ vorhanden und die Eternrente fällig.

Indirekt soll nicht verkannt werden, daß das jetzige Gesetz auch seine guten Seiten hat. Dahin gehört z. B. die Bestimmung, daß die Altersrente bis zum 18. Lebensjahre zu zahlen ist und daß bei einer großen Anzahl Kinder die auf das einzelne Kind entfallende Rente sich nicht vermindert, wie es in der Unfallversicherung der Fall ist. Ferner gibt es bei Zusammenstößen mehrerer Renten keine Aufrechnung, wenigstens keine, mit der die unteren Renten zu rechnen haben.

Hoffentlich gelingt es, das Gesetz an den reformbedürftigen Stellen zu verbessern, damit die Opfer des Krieges diejenige Versorgung finden, auf die sie moralisch Anspruch haben. Hoffentlich kommen wir zu einem Frieden, der uns nicht Kriegskosten an andere Länder auferlegt, damit auch die Zahlung der durch den Krieg verursachten und moralisch recht hohen Rentenlasten sichergestellt ist. Für ein durch hohe Kriegskosten zahlungsausgeglichenes und verarmtes Land dürfte die Aufbringung der Rentenlasten nicht leicht sein. Von einem günstigen Ausdem Krieg hervorgehenden Deutschland aber muß erwartet werden, daß es seiner Pflicht gegen die Opfer des Krieges in vollem Maße nachkommt.

Neubau.

Novelle von August Strindberg.

Fortsetzung.

Nun schloß sie die Augen, und der Bufen hob sich, während das Blut flammend ihr in die Backen stieg. Sie war in der Kathedrale zu Freiburg, an einem Sommerabend; die Orgel spielte in der ersten Dämmerung; die Tür zur Kapelle des heiligen Grabes stand offen; da lag der Erdboden; daneben saßen die Trauernden Frauen; die Orgel tönte und brauste; dies trug, dies illa, dies illa; es sind Menschenstimmen, es sind Engelstimmen, es sind Titanenstimmen, die die Gemölbe heben wollen, aber draußen dunkelt es immer mehr und mehr, und die gemalten Fenster mit ihren Königen und Heiligen verlieren die Farbe; die Stämme der Feiler rücken näher aneinander wie eine Pappelallee, die Bäume und Reifhölzer ratten sich zusammen wie eine Menschenmasse; da hört man ein Donnern, als ob man mit Kanonenwagen über das kupferne Dach fahre, ein violetter Blitz schlägt mitten durch die Gemölbe und erleuchtet das Altarbild in der Kapelle des heiligen Franziskus, und es wird so hell, daß man die gemalten Worte lesen kann: Kreuzige das Fleisch! Aber die Orgel, die vom Donner überstimmt wird, nimmt den Zweikampf auf, der unsichtbare Organist fuppelt die Register; es entsteht eine Pause, während der die Notenstimme allein einen Ton ausstößt, einen Ton, der von anderen in höheren und niedrigeren Tönen ergänzt, der von Tönen verstärkt wird, der sich an Septimen bricht, sich an Quinten schneidet; neue Stimmen heben an, Dore und Ragout, vor humana und Polanen; die Bechale fallen mit den Tönen ein, und nun türmen Tonmassen dahin wie Titanenschöre, wie Herausforderungen an weltliche Mächte, heraserreißend wie das Jammern unglücklicher Menschen; aber der Donner wird stärker, und das Strachen verdoppelt sich durch das Echo in den Freiburger Alpen und den tiefen Klüften der Sarine; die Orgel abtut seine Stimme nach und schneidet und braust, schreit und larmt, aber da kommt ein Blitz, dem ein Knall folgt, als ob alles Stangensteifen der Welt vom Himmel auf die hängende Brücke geschleudert würde, die Fenster zittern und die Türen schlagen zu. Da verstummt die Orgel; sie kann nicht tönen, aber sie kann spotten, und die Klöte begleitet die spielende Obligatorie der Menschenstimme, die allmählich von der Romanze zu der weltlichen Weise übergeht, von der Weise zum ausgelassenen Tanz; die blauen Feilen der Orgel werden riesengroße Sprünge, und die runden Backen der vergessenen Engel fallen ein, das Kinn geht in einen Bodsbart über, und durch die Töne treten die Enden kleiner Hörner hervor; sie blauen grinsend die Zinnspitzen, sie blauen die Schuppen des Walsgottes, der Natur, des Altbefruchteten; die Feilerstücke entfalten Laub, und in der Luft singen glück-

liche Vögel. Saint Franziskus bekommt rosenrotes Fleisch unter der blaugelben Haut und wandert als glücklicher Jüngling mit Maria Magdalena zur Aphis des Hochpörs empor, wo sie einander liebliche Sünden beichten; aus der Kapelle des heiligen Grabes steigt Apollo mit schwellenden Schenkeln und gewölbtem Brustkorb; er steht sich trogig und fröhlich nach den weinenden Frauen um, und mit ausgestreckter Hand hindeutend, daß er den Tod abgelegt, spricht er mit einem Siegesgelaute auf den Lippen: „Christus ist auferstanden.“ Und aus den Gräbern unter dem Boden hört man ein Apsolen, als wollten Eingesperrte heraus, und sie rufen und antworten: „Das Wort ward Fleisch!“

Blanche erwachte aus ihrem Traum. Die Lampe brannte noch auf dem Tisch; die Luft im Zimmer war erstickend. Es klopfte an die Tür. Sie sprang auf und fiel auf einen Stuhl nieder, so meinent, daß ihr Körper sich schüttelte. Die Tanten brachten sie ins Bett, machten Feuer im Kamin und setzten Kamilleentee auf.

Der Gramantag war vorüber, und Blanche war am Abend zu Hause bei den Tanten, welche einige Freundinen zum Tee geladen hatten. Tante Berthe strahlte wie ein Modellfisch. Blanche war ruhig wie nach einer gut überstandenen Gefahr. Die Reister standen offen, denn es war Hitze eingetreten, und von der Straße hörte man fröhliches Summen. Blanche mußte, daß die neuen Studenten ein Fest feiern würden, und ein Kamerad hatte sie gebeten, es mitzumachen, aber sie hatte nicht den Mut gehabt, die Tanten zu bitten, und auch nicht das Herz, sie an einem Abend wie diesem zu verlassen. Sie war froh, daß es mit diesem Gefängnis zu Ende war; denn die Hoffnung auf Freiheit war erwacht, obwohl sie wußte, daß die Ketten nur verlängert, nicht zerbrochen werden würden.

Nun, sagte Tante Berthe, die Gasette bringt ein hübsches Kommuniqué über Blanche. Die Verletzung des Weibes scheint eine Wirksamkeit geworden zu sein. Sie hat sie; Jahrsunterte alte Verurteilte, daß die Bestimmung des Weibes darin besteht, zu gebären und zu säugen, haben das glänzendste Dementi erhalten, da wir heute das Vergnügen haben, mitteilen zu können, daß Madame Blanche Chappuis das Examen bestanden hat, um sich an der Universität Zürich zur Ärztin auszubilden.

Ich bin erstaunt, sagte Blanche, die von der Sorte Verletzung wenig wissen wollte, daß man es für etwas Merkwürdiges anieht, wenn ein Mädchen das Studentexamen macht, daß der blümliche Junge machen kann.

Da hat Blanche sehr recht, fiel eine Pensionslehrerin ein. Und die Reue macht auch eine sehr richtige Bemerkung. Es ist merkwürdig, sagt die Reue, daß das Studentexamen eines jeden Mädchens von unseren konservativen Kollegen als ein Sieg begrüßt wird, während man gleichzeitig darüber

jammert, daß sich das literarische Proletariat vermehrt, und wo das Studentexamen ein Privilegium der oberen Klassen geworden ist, das nur den Vermögenden zugänglich ist. Unsere Studentinnen sollten sich für die Ehre bekümmern, wie ein Wunder geistig zu werden, denn es ist eine Verschimpfung ihres Geistes, und daß sie von den konservativen Elementen unter die Arme genommen werden, beweist, daß sie eine gute Verstärkung ihrer Reihen erwarten. Wenn der Tag kommt, an dem das Examen der Reife ein anderes und das gleiche für alle Klassen und beide Geschlechter sein wird, dann werden wir in den Lobgefangen einstimmen.

Ja, hört nur, sprach Tante Berthe aus, da hört man die Männer des Fortschritts. Ein Examen für alle! Dann wäre es ja keine Kunst mehr.

Wir wollen auch keine Kunststücke machen, antwortete Blanche, und ich finde, die Reue hat recht. — So, so, solche Lehren lehrt man auch jetzt, sagte Tante Berthe.

Ja, weißt du, Tante, im Eulid oder Julius Caesar finden wir sie nicht, aber wohl trotz dieser, antwortete Blanche, die sich ungewöhnlich mutig fühlte. „Trotz dieser, Tante, denn in den Gramenbüchern stehen nur gleichgültige Sachen oder dumme. Bedenke doch, wie gedemütigt sich alle armen Schneiderinnen, Wäscherinnen, Arbeiterinnen, Bauernfrauen fühlen müßten, die nicht dasselbe Wunder haben verrichten können wie ich, dank eurer Freigebigkeit. Über meinst du, Tante, daß alle Frauen Studentexamen machen sollen? Warum nicht alle Jungen, alle Handwerker, Arbeiter, Bauern, Kontoristen? Es ist ja nur eine ökonomische Frage, und wenn es einem gelungen ist, sich etwas Wissen anzueignen, weil man vermögende Freunde oder Angehörige hat, so soll man damit nicht in den Zeitungen prahlen, denn das ist genau dasselbe, als wenn man annonciert würde, man habe die Mittel gehabt, sich ein neues Samtkleid zu kaufen.“

Die kleine Blanche ist so philosophisch geworden, antwortete Tante Berthe, so daß ihre alte Tante, die nicht durch Gramino so gelehrt geworden ist, ihr kaum antworten kann. Aber die kleine Blanche sollte ihr tiefes Wissen dadurch zeigen, daß sie eine Sprache anwendet, die nicht so voller Mut, um nicht zu sagen Uebermut ist. Denn man kann viel Wissen befigen, ohne darum gebildet zu sein. Die Bildung sieht nicht in den Büchern, sondern im Herzen. Im Herzen, kleine Blanche! Blanche tat es leid, sie verlegt zu haben, aber sie fühlte eine große Verletzung, die verworrenen Argumente der Tante aufzunehmen und zu entwirren. Aber sie stand davon ab, denn sie hatte keine Vorwürfe verdient, im Gegenteil, doch die Tante war so voller Stolz und Leidenschaft, daß sie nicht hören konnte, wenn sie sich selbst auf den Ohr schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage der Arbeiter-Zeitung

Nr. 83.

3. Blatt.

Dortmund, Samstag, den 10. April 1915.

24. Jahrg.

Die Behandlung deutscher Frauen in Frankreich.

Dem Briefe einer Wienerin entnehmen wir die nachstehende Schilderung ihrer Erlebnisse als Internierte in Frankreich in den ersten Kriegsmomenten. Die Briefschreiberin hat im Sommer des vorigen Jahres in Gesellschaft anderer junger deutscher Mädchen Frankreich erreicht und wurde in Lourdes vom Kriege überrascht. Sie erzählt:

Am 26. Juli waren wir in Lourdes. Am nächsten Tage hörten wir von der Kriegserklärung Österreichs an Serbien. Ich wollte natürlich sofort nach Hause, aber man ließ mich nicht fort. Einige Tage darauf kam die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland und dann weiter eine nach der anderen. Es ist Krieg, Krieg! Drei deutsche Mädels liefen verängstigt herum und wollten durchaus in ihre Heimat, aber man ließ sie nicht. Die eine mußte in Begleitung anderer nach Paris, wir haben uns mehr etwas von ihr gehört. Für uns zwei kamen schreckliche Zeiten. Es dauerte nicht lange und wir gerieten uns nicht mehr auf die Straße. Tagelang blieben wir im Zimmer. Dann, Anfang September, ließ es auf einmal die Deutschen, die „Barbaren“, sind vor Paris! Wir wollten fort, bekamen aber keinen Reisepaß. Nach endlosen Bitten und Gehehen erhielt ich endlich einen solchen nach Italien. Natürlich wollte ich sofort die Heimreise antreten; doch am 13. Oktober kamen drei Gendarmen ins Haus und arrestierten einen deutschen Sänger und mich. Ich sollte in ein altes Kloster, wo schon über 300 Deutsche und Österreicher interniert waren. Auf viel Reden und Bitten gaben wir die Herren Gelegenheit, zu flüchten. Aber binnen 24 Stunden sollte ich über die Grenze. Das war unmöglich. Am nächsten Morgen ging erst ein Zug, mit dem bin ich gefahren; die erste Etappe mit einer elektrischen Kleinbahn, unter lauter französischen Soldaten. Das war eine Höllefahrt. Ich durfte mich nicht verraten, sonst wäre es mir schlecht ergangen. Und immer mehr Soldaten kamen ein, bis wir nachts in Tarascon ankamen. Dort war der Bahnhof gefüllt mit Juwen und Lurlos und einer Masse aufgeregtem Publikum. Dann ging es weiter, dicht zwischen lauter Lurlos und Franzosen; ein Gedränge, man konnte weder stehen, noch sitzen. Und wie sie alle geschimpft haben über diese „Schweinehunde“, die „schmutzigen Rasse“. Barbarische Dinge geschehen noch wie ein solches. Dann haben einige angefangen zu singen: Deutschland, Deutschland unter alles, weiter konnten sie das Lied nicht. Da ich nicht einstimme, wurde man auf mich aufmerksam. Ich glaubte mich schon verloren und begrüßte mit einem Gefühl der Erleichterung den Morgen. Gegen Mittag kamen wir endlich nach Marseille. Das erste, was ich dort sah, waren deutsche gefangene Soldaten, die gerade den Zug verließen. Die armen Jungen! Wir hatten einige Zeit Aufenthalt, aber ich blieb im Wagen, wo ich jetzt endlich allein war und etwas essen konnte. Es dauerte nicht lange, kamen zwei französische Soldaten, die, als sie mich offen sahen, um ein Stück Brot baten. Natürlich hatten sie keine Ahnung, daß ich eine Deutsche bin. Ich gab ihnen Brot und mußte dafür von ihrem mitgebrachten Süßbrotchen nehmen und mit ihnen Wein trinken.

Nach fünfstündiger Fahrt erreichte ich die französisch-italienische Grenzstation Mentone. Noch zehn Minuten und ich bin in Italien und frei! Ich sollte mir ein Billet und flog ein; da war aber auch schon ein Herr da und verlangte meine Papiere. „Ah, Sie sind eine Österreicherin, kommen Sie mit!“ Ich mußte mit ins Kommissariat, wo ein Verhör stattfand. Bald darauf standen zwei Gendarmen vor mir, die mich zur Polizei und von dort ins Gefängnis führten. Einige Stunden später wurde ich nach der Bahn gebracht; aber es ging nicht nach Italien, sondern wieder zurück durch die herrliche Riviera nach Cannes. In Nizza durfte ich am Bahnhof unter Polizeiaufsicht sogar essen. In Cannes war der Fremdenkommissar zu lächelnd. Er bestellte mir einen Wagen und gab mir, um weniger Aufsehen zu erregen, einen Geheimpolizisten mit. So ging es wieder ins Gefängnis. Das war diesmal ein Hotel, dessen Besitzer, ein Deutscher, auf der nahen Insel St. Marguerite interniert war. Alle alten Baracken und Klöster waren in ganz Frankreich mit Deutschen und Österreichern überfüllt, so daß ihnen nichts übrig blieb, als uns nun in diesem Hotel zu internieren. Vor dem Eingang standen französische Soldaten mit aufgeschlagenem Bajonett. 230 Frauen, Mädchen und Kinder befanden sich schon in dem Hause. Auch einige Franzosen und Engländerinnen, die mit Deutschen verheiratet sind, und eine Russin mit ihrem österreichischen Mann, eine türkische Familie usw. Zu essen gab es früh, mittags und abends Suppe, und mittags und abends noch Linsen oder Reis, Wasser und Brot. Kaufen konnten wir uns manches, aber zum dreifachen Preise! Die elektrische Beleuchtung und die Bettbezüge mußten wir reichlich bezahlen. Der Direktor war ein Engländer. Das war eigentlich der einzige Mensch, den wir liebten. Die Behandlung, die er uns deutschen Frauen und Mädchen angedeihen ließ, und sein Benehmen uns gegenüber waren ganz gemein. — Ich traf in diesem Gefängnis eine mir bekannte Doktorwitwe, deren Sohn auf der Insel interniert war. Das französische Volk war unglaublich aufgeregt. Es verurteilte einige Male, in den Gärten einzudringen, und da das nicht gelang, verurteilte sie nachts das Hotel zu bombardieren. Wir schliefen fast nicht. Über Deutschland und Österreich hörten wir die unglaublichesten Lügen. —

Nach fünf Wochen endlich kam die ersehnte Befreiung durch das Schweizer Komitee Kreuz-Rotkreuz. Nach fünfstündiger Fahrt kamen wir nach Genf, wo wir mit Interniertengeweihten aus anderen Gefängnissen zusammentraten; es mögen im ganzen etwa 600 gewesen sein. Nun war ich endlich frei. Von Frankreich, in dem mir's anfangs so gut gefallen, schwärme ich jetzt nicht mehr.

Die Gewerkschaftsrichtungen nach dem Kriege.

Der „Regulator“, das Organ des Gewerbevereins der Maschinenbauer und Metallarbeiter (S. D.), hat kürzlich den Vorschlag gemacht, das heute vielfach vorhandene „Bürgerliche“ Verhältnis der verschiedenen Verbände auch über den Krieg hinaus beizubehalten. Die verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen sollen später bei Lohnbewegungen, Kämpfen und sozialpolitischen Aktionen zusammengehen, allerdings müßte Grundbedingung sein, jeder Richtung ihre Eigenart zu belassen. Das Blatt begründet seinen Vorschlag in der Hauptache wie folgt:

Nach Beendigung des gegenwärtigen Weltkrieges wird sowieso für die Arbeiterorganisation noch eine sehr schwere Belastungsprobe kommen. Die Preise für Lebensmittel und die anderen Bedarfsartikel werden sehr hoch sein, teilweise, besonders in der Rüstungsindustrie, bestehen dann verhältnismäßig hohe Verdienste. Wenn dann die Millionen Arbeiter wieder zurückströmen und Arbeit suchen, die Hochkonjunktur der Rüstungsindustrie vorbei sein wird und die anderen Weltverbindungen der Großindustrie noch zerrissen sind, wird eine große Arbeitslosigkeit entstehen, Auseinandersetzungen mit den Arbeitgebern wegen der Höhe der Löhne werden un-

ausbleiblich sein, dann werden die Arbeiterorganisationen nochmals ihre ganze Leistungsfähigkeit zusammenschließen müssen, um auch jene Zeit ungebrochen bestehen zu können.

Was der „Regulator“ hier schreibt, wird in vollem Umfang eintreten, und es ist zu begrüßen, daß freigewerkschaftliche Organe (wie das „Korrespondenzblatt der Generalkommission“ und der „Grundstein“) sich in sympathischer Weise zu dem angedeuteten Vorschlag schon ausgesprochen haben. Der Wunsch, daß die Verbände zusammenarbeiten möchten, ist uns in den letzten Wochen auch in der christlichen Gewerkschaftspressen begegnet. So schreiben die „Graphischen Stimmen“ (Nr. 6 u. a.):

„An gemeinsamen Zielen fehlt es den Gewerkschaftsrichtungen wirklich nicht, so daß eigentlich auch gemeinsame Wege zu denselben gefunden werden müßten. Wie sonderbar ist es überhaupt, daß die Mitglieder und Führer aller selbständigen Gewerkschaften bei Tarifbewegungen so schon zusammenarbeiten können. Das geht, weil jede verlegende Forderung gegenüber der anderen „Nichtung“ die notwendige Einigkeit gefährden würde. Was liegt da näher, als der Wunsch, daß dieser bisher nur bei Tarifbewegungen zu erreichende Zustand nach dem Kriege ein Allgemeingut der deutschen organisierten Arbeiterschaft werden möchte? In der Arbeitsnachweisfrage haben sich die verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen schon zu gemeinsamem Vorgehen entschlossen. Mögen nach viele solche Gelegenheiten sich bieten. Das ganze deutsche Volk soll, wenn es seine Feinde niedergewungen hat, die Lehren des Krieges beachten. Und welche wäre wichtiger, als die: „Seid einig!“

An dem guten Willen, die verschiedenen Gewerkschaften zu gemeinschaftlichen Aktionen auch nach dem Kriege zusammenzuführen, fehlt es nicht. Daran hat es übrigens schon vor dem Kriege nicht gemangelt. Sollen diese für die gesamten Arbeiter nützlichen Bestrebungen zum Ziele führen, so ist nur eins nötig: Die einzelnen Gewerkschaftsrichtungen möchten in Arbeiterfragen stets die Klassenolidarität der Arbeiter höher stellen, als die arbeitereigenen Sonderinteressen von Richt- arbeiterkreisen. So haben es die freien Gewerkschaften stets gehalten, an ihnen wird es also nicht liegen, wenn eine Einigung auf der Basis, wie sie der „Regulator“ wünscht, nicht zustande kommt.



Politische Uebersicht.

Ein Bild der enormen Teuerung

gibt die „Bremer Bürgerzeitung“, durch die folgende Aufstellung über die Preisbewegung seit Beginn des Krieges in Deutschland:

Die Großhandelspreise betragen in 100 M. im	1914	Anfang März 1915	Steigerung
Weizenmehl	30.—	307.—	921 %
Roggenmehl	24.—	12.—	49 %
Gerst, feine	28.—	95.—	239 %
Gerst	32.—	56.50	75 %
Reis (Rangoon)	30.—	107.—	256 %
Reis (Batta)	36.—	111.50	206 %
Bohnen (weiß)	28.—	100.—	257 %
Erbsen	37.—	107.—	189 %
Malzkeflee	37.—	89.—	140 %
Kaffee (roh)	110.—	160.—	45 %
Zucker	38.50	42.65	10 %
Rindfleisch	146.—	260.—	78 %
Butter	230.—	300.—	30 %
Butterfett	216.—	280.—	29 %
Margarine	129.—	147.—	14 %
Pflanzenfett	114.—	175.—	53 %
Schweinefett	117.50	280.—	138 %
Rinderfett	130.—	180.—	38 %
Speisefett	98.—	140.—	42 %
Käse (Limburger)	34.50	64.—	85 %
Käse (Emmentaler)	179.—	230.—	28 %
Sauerkraut	8.—	22.—	175 %
Kartoffeln	5.20	11.—	111 %

* Inzwischen ist eine weitere erhebliche Preissteigerung für fast alle nachbenannten Artikel eingetreten.

Die Herabsetzung der jetzigen Lebensmittelpreise fordert auch die „Deutsche Volkswirtschaftliche Korrespondenz“, und zwar im Interesse der Industrie, damit die Löhne nicht eine Höhe erreichen, die die Konkurrenz auf dem Weltmarkt ausschließen. Das Blatt schreibt: Unverkennbar liegt die jetzige Preisgestaltung der Nahrungsmittel weder im Interesse der Industrie noch der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft hat davon nur mäßigen Vorteil gezogen, und die Industrie hat durch Zahlung höherer Löhne schwer an den Löhnen zu tragen. Gewiss haben zu dem jetzigen hohen Stande der Löhne auch noch andere Umstände, vor allem die Knappheit an Arbeitskräften und die Dringlichkeit der Aufträge beigetragen, aber die Höhe der Lebensmittelpreise bildet dazu doch immerhin die breitere und gewissermaßen widerstandsfähigste Grundlage. Das Streben muß deshalb dahingehen, die ungewöhnliche Preishöhe der Lebensmittel allmählich zu senken. Eine Herabsetzung der jetzigen Lebensmittelpreise erscheint durchaus möglich. Sie sind nicht aus innerem Zwange heraus entstanden, denn ganz offenbar hat der ideale Zug, welcher kurze Zeit nach Kriegsausbruch sogar in Kreisen des Handels anzutreffen war, schon seit langem wieder realeren Empfindungen Platz gemacht. Industrie und Landwirtschaft aber haben alle Veranlassung, dafür zu sorgen, daß die Preisentwertung in ruhigeren Bahnen geleitet wird. —

Die „realen Empfindungen“ der Kapitalisten im allgemeinen werden einer Herabsetzung der Lebensmittelpreise auch fernerhin entgegenstehen; andererseits werden diese Kapitalisten sich nicht scheuen, die Löhne herabzusetzen, wenn ihnen dies möglich erscheint.

60 Millionen Zentner Kartoffeln beschlagnahmt?

Im Land- und forstwirtschaftlichen Verein zu Sagan teilte nach dem „Deutschen Kurier“ der Oekonomierat Kunze mit, daß in Polen 60 Millionen Zentner Kartoffeln beschlagnahmt worden sind. Die Kartoffeln wurden in kilometerlangen Mästen entdeckt und nach Deutschland überführt. — Vielleicht darf man fragen, wo diese enormen Kartoffelmengen geblieben sind.

Im Zeichen des „Bürgerfriedens“!

Professor Gustav Schmoller, dem ganz bestimmte Kreise der deutschen Industrie nie besonders Wohlwollen bezeugt haben,

hat in der Wiener „Neuen Freien Presse“ einen Artikel über den Weltkrieg und die Sozialdemokratie veröffentlicht. Dieser Artikel hat bei der „Post“ einen der dort üblichen Wutausfälle hervorgerufen. Im Zeichen des „Bürgerfriedens“ leistet sich dieses Blatt folgenden Erguß:

„Zu den „alten Idealen“ der Sozialdemokratie gehört u. a. die Republik, die Volkseinkindheit gegen das kapitalistische Unternehmertum und dessen grundsätzliche Beilegung. Wie treu eiliche sozialdemokratische Führer auch heute noch den „alten“ Idealen bleiben, die nach Schmoller um Gottes Willen der Sozialdemokratie vorbehalten werden sollen, dafür liegen sich aus der unmittelbaren Gegenwart mancherlei anschauliche Beispiele vorführen, die fast so hehrlich und hochverrätlich sind wie die Exzerzieren des von Exzellenz Schmoller so inniglich angebeteten August Hebel während des Kriegsjahres 1870—71. Wir überlassen aber auch diese Sozialdemokraten als die echten Nachkommen Hebels und Liebknechts dem unbegrenzten Wohlgefallen Gustav Schmollers.“

Wir wollen den Bürgerfrieden nicht in gleicher Weise fördern, aber die Frage darf wohl gestellt werden: Wer leistet mehr für Volk und Vaterland — die vom sicheren Fort der Redaktionsstube aus schimpfenden Angestellten der „Post“ oder die in der Front kämpfenden Millionen Sozialdemokraten?

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in Gent.

Der „N. B. B.“, Nr. 1, schreibt ein mit den wirtschaftlichen Verhältnissen von Gent angeblich sehr vertrauter Mitarbeiter: „Gent ist eine Stadt von mehr als 200.000 Einwohnern. Sie betreibt in Friedenszeiten neben einem bedeutenden Handel mit Holz, Glas, erdlichen Kohlen, Kalkstein u. a. eine große Industrie. In erster Reihe steht dabei die über eine Million Spindeln beherrschende Baumwollindustrie. Da ist es begreiflich, daß die wirtschaftliche Krise der Kriegszeit eine starke Arbeitslosigkeit verurteilte. Aber zum Glück stehen an der Spitze der Stadt Männer, die der schwierigen Aufgabe, die ihnen so erwuchs, Herr wurden. Besonders der Finanzschiff von Gent, Edward Anseele, der Gründer der multinationen Arbeiter-Genossenschaft und Produktions-Genossenschaft Boort, bewährte sein Organisations-talent. Das Genet. System der Verdringung gegen Arbeitslosigkeit, das auf ein Zusammenwirken von Stadt und Gewerkschaft hinausläuft, ist auch für Deutschland vielfach mütterlich geworden. Als nun die für diesen Zweck bestimmten Gelder der Gewerkschaften ausgingen, erwirkte Anseele, daß die Stadt für die Kriegszeit die ganzen Kosten der Verdringung übernahm. Außerdem regte er Rotstandsarbeiten an. Ein großes neues Bad am Genet Hafen wird gegenwärtig von Arbeitslosen gebaut. Siebenhundert von ihnen finden dabei Beschäftigung; sie arbeiten vier Stunden am Tage und erhalten für die Stunde 50 Centimes. Die Rotwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation wird von den Genet Arbeitern unter den herrschenden Verhältnissen als so dringend empfunden, daß, trotz der schlechten Zeit, alle Gewerkschaften der Stadt an Mitgliedern zugenommen haben.“

Schwedisches Ausfuhrverbot.

WTB Stockholm, 8. April. (Nicht amtlich). Die Regierung erließ ein Ausfuhrverbot für Linsen, Schweine, Kotes, Bonifolien, gewisse Arten von Tauen, Kabeln, Kupfer und Stupierzusammensetzungen.

Partei-Nachrichten.

Aufgehobenes Verbot.

Das Verbot unseres Solinger Parteiblattes, der „Vergleichlichen Arbeiterstimme“, ist auf telegraphische Weisung aufgehoben worden. Das Erscheinen der „Vergleichlichen Arbeiterstimme“ war bekanntlich auf weitere acht Tage untersagt worden, weil während des dreitägigen Verbots Extrablätter mit den neuesten Kriegsnachrichten herausgegeben wurden. Die Behörden überlegten sich, daß es sich hierbei nicht um eine absichtliche Umgehung des Verbots, also nicht etwa um bösen Willen der Redaktion und des Verlags, sondern um ein Mißverständnis handelte und faßten infolgedessen die weiterhin verhängte Strafmaßregel.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Kirchlinde. Der Karfreitag gilt als geistlicher Feiertag. Es konnte deshalb am 6. April noch gefeiert werden.



**Salem Aleikum
Salem Gold
Zigaretten**

Preis: No 3 4 5 6 8 10
3 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

20 Stck.feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stck.feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto!

Orient-Tabak-u. Cigarettenfabr. Yenidze, Dresden
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. d. Königs v. Sachsen

Trustfrei!

Unterhaltungsblatt der „Arbeiter-Zeitung“.

Nr. 28.

Dortmund, Samstag, den 10. April 1915.

24. Jahrg.

Der Mann mit dem Sauerkraut.

Handelnde Personen:

Emil, der Mann mit dem Sauerkraut.

Sie, eine blutjunge Frau mit sehr blondem Haar, treuen blauen Augen und einem zuckrigen Puppengesicht. Augenscheinlich ist sie vor dem Leben gewissenhaft behütet in die Ehe getreten und nicht überhaupt nicht gerade sehr begabt aus.

Ich und endlich ein

Herr vom Rebentisch.

Der Schauplatz der Geschichte ist ein mächtig großes Kaffeehaus.

Ich lege zu Beginn der Geschichte leicht die Hand auf die Schulter eines mit Ruff, Boa und Handschuhen nicht belegten Stuhles an dem Tischchen der jungen Frau, mache eine schöne Verbeugung und beginne: „Verzeihen Sie, ist der Stuhl noch frei?“

Sie (sehr schnell und wenig einladend): „Ja, der ist noch frei.“

Ich (etwas verblüfft, aber schnell gesammelt, setze mich und sage höflich, aber leise mein Ersinnen über die halbe Ablehnung andeutend): „Sie gestatten doch, daß ich hier Platz nehme?“

Sie schaut mich zum erstenmal voll aus den blauen Augen an und erkennt, daß ich ein verwundeter Krieger bin. Sie weiß auch, daß sie patzig gewesen ist, und erglüh bis zur Röterde, während sie sagt: „Bitte! Ich wollte nicht unfreundlich gegen Sie sein. Schließlich ist es ja Ihr Recht, sich hierher zu setzen!“

Ich habe nur Zeit, für die freundliche Genußnahme dankbar mit dem Kopfe zu nicken, denn eben kommt der Kellner heran, und ich bestelle: „Kaffee mit Schlaghahne.“

Sie (spielt nervös mit dem schmalen goldenen Uhrketten, das sie um den Hals trägt, blüht mich, der friedlich wie nichts ahnend eine Zigarette ansticht und darauf lospaßt und einen Ton von der Ruffel durch den Lärm zu erschöpfen versucht, immer wieder verstoßen von der Seite an).

Ich (werde durch ihr unermüdliches Interesse schließlich angezogen und schaue sie mir etwas kritisch an; eben will ich mir mein Schlupfwort über ihr Profil und ihre äußere Erscheinung machen, da wendet sie sich mit einem plötzlichen Rudern zu mir her, sieht mich klar an und raffelt mit ratternder Geschwindigkeit heraus): „Sie sind wohl verwundet?“

Ich (boshastig): „Ohne Zweifel!“

Sie (den Schieber an ihrem Halsketten in nervöser Hast wie wohnsinnig auf und ab fahrend, noch schneller): „Ja, ich meine, ob Sie sehr schwer verwundet sind?“

Ich (unerbittlich belustigend): „D, ich bin zufrieden.“

Sie (lächelt mich so wehleidig an, als ob ich ihr einen Schlag versetzt hätte. Ich lese deutlich): „Wui, wie groß!“

Ich (schämt, mit dem ehrlichen Willen, alles wieder gut zu machen): „Weshalb sind Sie denn so auffallend erregt, gnädige Frau?“

Sie (banhaft, erst zögernd, dann aber bestimmt und offen): „Ach! Sehen Sie, Sie müssen gewiss etwas recht Schlechtes von mir denken.“

Ich (unterbrechend): „Aber wieso denn? Wieso soll ich...“

Sie: „Ja, weil ich als Dame hier so ganz allein im Café luke. Ich erwarte aber jemand. Ich erwarte wirklich jemand. Keinen Mann. Er ist Kaufmann.“

Ich (Verständnis markierend): „Na ja, da hat er gewiss viel zu tun. In dieser Zeit!“

Sie: „Ja, es ist eine schlimme Zeit. Man bekommt ihn fast gar nicht zu sehen.“

Ich: „Da liefert er wohl für die Armee?“

Sie: (zögernd): „Das nicht, wenigstens nicht direkt.“

Ich: „Da vermittelt er sicher Kaffee oder so etwas?“

Sie: „Ja richtig! Kaffee ist sein Hauptgeschäft. Aber eigentlich macht er jetzt hauptsächlich in Sauerkraut.“

Ich: „Sauerkraut?“

Sie (immer mehr im Fahrwasser): „Ja wissen Sie, er ist so riesig intelligent. So riesig! Als der Krieg kam, da sprach man doch sofort von Höchstpreisen auf Lebensmittel. Da sagte er — Gott, es ist ja nicht zu sagen, wie lang er ist. — Aber lassen Sie mich doch nicht aus.“

Ich: „Sie betonen so sehr seine Klugheit! Ich habe bei Gott ja nicht im geringsten daran gezweifelt.“

Sie (vergnügt weiterplappernd): „Ja, er ist so klug. Papa sagt es auch. Also er sagte damals: Jetzt müssen wir einen Artikel herausfinden, der nicht zu teuer ist, viel gekauft wird und auf den doch kein Höchstpreis kommt. Dann können wir viel Geld verdienen.“

Ich: „Das haben Sie sich sehr gut gemerkt.“

Sie (bedeutend): „Oh, Emil sagt, du hast wirklich ein famoes Geschäftsinteresse. Und ich habe auch mitdenken besten müssen.“

Ich: „Und bei dieser gemeinschaftlichen Denkarbeit sind Sie auf das Sauerkraut gekommen!“

Sie (gar nicht verblüfft durch meinen sardonischen Ton): „Ja! Ja! Und das ist richtig gewesen. Vierhundert Orbst hat er gekauft. Vierhundert Orbst! Im August kostete der Orbst 18 Mark 50 Pfennig. Heute kostet er schon über 40 Mark. Emil hat mir das heute morgen selbst gesagt.“

Ich: „So! Wie lange löst er das Kraut denn nun noch stehen?“

Sie: „Emil sagt: Ich gebe es nicht eher her, bis es 70 Mark kostet.“

Ich (lächelt): „Nun, bis dahin kann er Ihnen doch nun gar leicht Gesellschaft leisten. So lange kann er doch nicht dabei stehen bleiben.“

Sie (lächelt unglücklich, mit geschürzten Lippen): „Ach, Sie ahnen ja gar nicht, was das Sauerkraut ihm für Sorge macht. Wieviel Angst wir schon dabei ausgestanden haben. Das Schlimmste ist, daß das Kraut immer wieder begoffen werden muß.“

Ich: „Begoffen? Warum denn?“

Sie: „Dann verheimlicht es doch!“

Emil (plötzlich dazwischenschiebend, den Mantel ausziehend, ohne Rücksicht darauf, daß er den Leuten vom Nachbarrisch mit den Armen vor dem Gesicht herumfuchelt und beinahe eine Tasse umgestoßen hätte, worüber ein Herr vom Nachbarrisch bestig zu grummeln anfängt; zückt geradezu): „Wer verheimlicht? Ach, das Sauerkraut! Natürlich! Wenn es nicht begoffen wird!“

Ich und Sie schauen fast erschrocken auf und sehen zu, wie er nach dem Kleiderbänder rennt, den Mantel aufhängt, den Hut vom Kopfe reißt und sozusagen auf den Hals hinaufwirft und das Halsband in einen Mantelärmel fect. Dann fliegt er zurück, setzt sich unterwegs mit einem Griff den goldgeränderten Zwider gerade, reißt einen von der jungen Frau schnell geräumten Stuhl an sich und raunt im Wiederholen seiner Frau zu: „Was ist denn das! Was will denn der Soldat?“

Sie (flüsternd): „Das ist ja ein Verwundeter.“

Er: „Ach ja!“

Sie (laut): „Weshalb kommst du denn so spät? Weshalb löst du mich denn so lange warten?“

Er (heißt und nervös): „Ja, Schätzchen, diesmal konnte ich auch keine Minute eher kommen. Ich erzähle es dir nachher.“

Sie: „Ach, sag es doch jetzt gleich!“

Er (überhört sie, weil er sich schon mit mir beschäftigt, schaut mich an und sagt): „Sie sind verwundet? Ist es schon lange her?“

Ich: „Es kam so im Anfang September.“

Sie (sehr freundlich): „Was war denn das?“

Er (boreilich): „Schätzchen, das war doch die Zeit, wo Raubbeuge fiel und unsere Leute bis vor Paris rückten und der Hindenburg die Ruffen bei Tannenberg vernichtete. Weist du, damals, als ich solche Angst um mein Sauerkraut ausgestanden habe.“

Ich (erstaunt): „Nanu! In welchem Zusammenhang steht denn der Fall von Raubbeuge mit Ihrem Sauerkraut?“

Er: „Verstehen Sie nicht, mein Lieber! Geschäft! Keinen Pfennig hätte ich verdient, wenn damals der Friede gekommen wäre.“

Ich (mit ersten Augenblick einfach platt, dann aber sofort entschlossen, zu meinem Ergraben aus diesem Zeitgenossen über den Fall noch recht viel herauszuholen, sage mit feinstühligem Verständnis): „A ja! Da kann ich mir denken, daß Sie damals einige Sorge ausgestanden haben.“

Er (erstarrt und entschuldungsbedürftig nach meiner teilnahmsvollen Äußerung): „Ach, Sie können sich das ja gar nicht vorstellen, wieviel Angst ich schon ausgestanden habe mit meinem Sauerkraut. Ich rede gar nicht davon, was es hieß, erst den geeigneten Vagerraum zu finden. Er muß kühl sein, aber doch auch nicht feucht und muffig. Und als ich ihn endlich, endlich glücklich gefunden hatte und das Sauerkraut eben gut und recht schmackhaft begoffen ist, was passiert da? ...“

Ich (schicksalhaft): „Da geht es ein Tag entzwei und hat ein Loch.“

Das ganze Wasser läuft über Ihre Radstiefel.“

Er: „Nun, ich sage Ihnen, viel, viel schlimmer. Da kommt ein Zeitungsjunge und ruft: „Extrablatt! Extrablatt! 30.000 Ruffen gefangen! Gott! Man ist ja ein Patriot und liebt sein Vaterland! Aber...“

Ich (mit verheerender Bosheit): „Da haben Sie in der ersten Freude doch nicht an dem Tag mit Sauerkraut vorbeigezogen und Ihren ganzen Anzug...“

Er (wütend über meine Begriffsstutzigkeit): „Anzug!“

Sie (leisig): „Da hat er gedacht, der Krieg ist zu Ende.“

Er (ergänzend): „Ja, und da sitzt du hier mit viertausend Orbst Sauerkraut.“

Ich: „Und dann wurden es 60.000 und dann 90.000.“

Er und Sie: „Meine Nacht geschlafen hab ich.“ „Ach ja!“ (kleine Pause.)

Ich (als hätte ich das fragliche Problem so lange ergebnislos herumgewälzt): „Sagen Sie doch mal, wer laßt Ihnen denn nun das viele Sauerkraut ab?“

Er (pfeifig und selbstbewußt): „Ein geschickter Kaufmann muß so etwas zu arrangieren wissen. Haben Sie mal etwas von der Macht der Presse gehört?“

Ich: „Einiges. Aber ich wüßte keine Zeitung, die für den Bezug von Sauerkraut eingetreten wäre oder sich überhaupt dafür einsetzen würde.“

Sie (bestimmt zu ihm hinschauend): „Aber Emil hat das doch fertiggebracht.“

Ich: „Nanu, wie haben Sie denn das angefangen?“

Er: „Sehr einfach. Ich habe zwei Brüder im Felde, einen in Mlandern und einen im Elfaß. Die habe ich aufgefordert, mir doch mal recht interessante Briefe zu schreiben, und dabei habe ich auch wiederholt gefragt, ob sie nicht mit Vergnügen eine Portion Sauerkraut mit Würstchen oder Schweinefleisch in ihrem Schillingengraben verschren möchten. Und darauf hat der eine geantwortet (dabei zerrte er Briefe aus der Tasche): „Sauerkraut, das hätte ich schon mal gern!“ Und der andere, der jüngere: „Auf so eine rechte Portion Sauerkraut habe ich einen wahren Heißunger. Deine Frage macht mir gerade den Mund danach wässrig.“ Fein, nicht wahr? Und trotzdem wäre die Sache beinahe schief gegangen.“

Ich (marriere äußerste Spannung und beuge mich vor, um ganz genau zu hören).

Er: „Die Zeitung bringt die Briefe, die sehr interessant geschrieben waren. Aber stellen Sie sich vor! Der Redakteur streicht mir...“

Ich (wie entsetzt): „Doch nicht das Sauerkraut!“

Er und Sie (gleichzeitig): „Streicht mir das Sauerkraut!“

Das Sauerkraut!“

Ich: „Das war allerdings eine Enttäuschung. Da war in der Tat ja auch gar nichts mehr zu machen.“

Er (stiegeshader): „Das habe ich auch gedacht. Aber dann habe ich den Herrschaften die Ähren eingekantet: „Sie haben kein Recht, brennende Wünsche unserer Krieger der Öffentlichkeit vorzutun. Ihre unerschütterte Kürzung ist eine Fälschung, und Ähnliches habe ich gesagt. Da haben...“

Ich (einfallend): „Die Leute Sie hinausgeworfen?“

Sie (funkelt mich wütend an).

Er (mit ungeheurer Eifer): „Ach was — sie haben diese Notia hier gebracht!“ (Wiest vor): „Auf unablässiges Drängen des Herrn Wudlerth tragen wir den in unserer geliebten Unterhaltungsbeilage veröffentlichten Redpostbriefen der Brüder des Herrn noch die untenstehenden Sätze nach, die wir als unweigerlich geschrieben hatten. Wir hören übrigens von anderer Seite, daß Herr Wudlerth wahre Riesenvorräte von Sauerkraut angekauft haben soll.“

Ich (ganz ehrlich): „Das ist ja sehr peinlich!“

Sie: „Sieht Du, Emil, der Herr meint auch...“

Er (beinahe aus der Fassung vor Ungeduld, einen Trampf gegen uns alle beide auszuspielen): „Aber Schätzchen, da steht man wieder, daß Du eigentlich doch keine Ahnung vom Geschäft hast! Kie einmal, weshalb ich so spät gekommen bin.“

Sie (lächelt): „Das weiß ich doch nicht. Erzähl's doch!“

Er: „Na, wer mag mich denn besucht haben?“

Sie (lange nachdenkend und schließlich voll Ahnung): „Besucht? Besucht? Ach, Emil! Sadlowitzer?“

Er (bedeutend): „Nein anderer als Sadlowitzer“, (lerkend zu mir): „Der große Armeelieferant! Also, damit Du es weißt, Schatz, er laßt alles für fünfzig Mark! Das ist noch sechs Mark dreißig über dem heutigen Tageskurs!“

Sie (großartig): „Da bist Du entschuldig, Emil! Da hast Du natürlich lange verhandelt.“

Er (überlegen zu seinem allerbedeutendsten Trampf ausholend): „Keine Spur. Die Sache war in fünf Minuten erledigt.“

Sie: „Aber...“

Er: „Sieht Du, ich habe in der Zeit noch tausend Orbst zusammengekauft! Sofort lieferbar! Jeder Preis recht! Bis achtundvierzig! An dem Einkauf verdiene ich mindestens zwanzigtausend Mark!“

Sie (verzückt): „Nimmlich!“

Ich (schraube weiter): „Da wünsche ich Ihnen Glück zu dem Kleiderbänder. Der Herr Sadlowitzer meint's sicher gut mit Ihnen. Der kann doch nun nicht viel mehr verdienen!“

Er: „Daben Sie ne Ahnung! Unter hiezig gibt er das Kraut nicht her! Das ist ein wahrer Haifisch!“

Der Herr vom Nachbarrisch (der gelauscht hat, in höchstem Zorn): „Sehr richtig! Sehr richtig! Haifische feid Ihr, Haifische! Alle zusammenhaifische! Weshalb laugt Ihr Euch nur so voll mit dem vielen Geld! Auf Kosten der Gesamtheit!“

Er (ben überraschenden Angriff variierend): „Wir geben es ja doch wieder her! Wer verdient denn das Geld für die Kriessoldate, für die Hinterbliebenenpense, die Hindenburgpense und all die anderen Spenden? Wir sind es! In den nächsten Tagen werden Sie im Gabenderreichnis der Hindenburgpense lesen: Firma Wudlerth tausend Mark! So, nun wissen Sie, was wir mit dem Gelde anfangen.“

Sie (lächelt, hilfsbereit): „Jemand muß es doch verdient haben!“

Er (im Gefühl seines Sieges): „Dare tausend Mark gebe ich her! Ohne mit der Wimper zu zucken!“

Der Herr (unerschütterlich): „Ich habe sehr genau gehört, daß Sie heute erst zwanzigtausend verdient haben. In kaum fünf Minuten, Herr, in kaum fünf Minuten!“

Er (noch immer kampfbereit): „Wenn Sie rechnen können, dann sehen Sie, daß ich allein fünf Prozent dieses heutigen Tagesmarktwertes, ohne mich zu befürren, für das Vaterland opfere.“

Der Herr (etwas ipfingend; aber in dem Gefühl, den Nagel auf den Kopf zu treffen): „Sie können sicher rechnen! Nun lassen Sie mal auf: Augenommen, Ihre Frau hätte morgen großes Kleinemachen! Sie nähme eine Fabrikarbeiterin, die jetzt nur des Morgens in der Fabrik beschäftigt ist, nachmittags zur Anstalt. Dann gibt sie der Arbeiterin höchstens eine Mark. Wenn die Arbeiterin von diesem ihrem Tagesmehrer verdient, ohne mich zu befürren, für das Vaterland opfere.“

Er (bei mir Hilfe suchend und bitter lächelnd): „Na, fünf Pfennig und tausend Mark, das ist doch ein Unterschied! Kein geringer, denke ich. Nicht wahr?“

Ich (wie ganz objektiv): „Nach der Darlegung des Herrn sind aber in diesem Falle ihre tausend Mark genau soviel wert wie die fünf Pfennig der Fabrikarbeiterin.“

Der Herr (stürmisch): „Genau soviel! Genau soviel!“

Er (aufgeregt und völlig außer Fassung): „Sie sind ja Nationalist! Das ist ja Aufregung, was Sie da reden! Das ist ja überhaupt verboten! Schänden, wir gehen!“

Der Herr (hängt ein boshafes, schallendes Gelächter an). Sie (ist unterdes aufgesprungen): „Rege Dich nicht an, Emil!“

Emil (hat im Nu seinen Mantel geholt, er lohnt den Kellner ab).

Sie (lächelt): „Es ist nur gut, daß Du jetzt Ruhe hast.“

Er (gleichgültig und mitteilungsbedürftig): „Ruhe? In dieser Zeit Ruhe?“

Sie (beim Anziehen): „Gott, Emil, Du wirst doch kein Sauerkraut mehr kaufen? Du riechst immer so nach Sauerkraut! Du sollst dich doch schonen!“

Er: „Jetzt ist Krieg, mein Kind! Solche Gelegenheiten zum Verdienst kommt ja gar nicht wieder!“ (Schon im Weggehen): „Denk doch an die Leute im Schillingengraben! Tag und Nacht schaukeln die, und ich soll mich...“

Sie: „Was hast Du denn vor?“

Er: „Von morgen an werde ich mich auf Streichhölzer!“

Der Herr (zu mir, grinnig lachend): „Haben Sie es gehört? Er wirft sich auf Streichhölzer!“ (Wittert): „Deden Sie sich nur heute abend noch mit einem ganzen Paket ein! Die Nacht er auch teuer!“

Ich (wie völlig unberührt, achselzuckend): „Kellner, zahlen!“

Frans Lehnhoff.

Die vorgeahnte Brotkarte.

In dem unvergleichlichen Kunstgemälde der italienischen Zivilisation des 17. Jahrhunderts, das Alessandro Manzoni in seinem „Promesse Spo“ („Die Verlobten“) der Weltliteratur geschenkt hat, findet sich, wie die „Tagl. Rundschau“ ausgegeben hat, eine Stelle „aktueller“ Bedeutung, weil hier eine Lösung des Brotproblems, das heute alle Welt beschäftigt, genau in dem Sinne vorgezeichnet wird, in dem die moderne Volkswirtschaft die brennende Frage der Schonung und Streckung der Getreidevorräte heute zu lösen versucht. Der Schauplatz ist eine lombardische Gastwirtschaft, in die Renzo, der Held der Geschichte, auf seiner Fahrt aus Mailand mit einem Unbekannten eingekerkert ist, der ihm als Führer und Berater dient. Am Laufe der Unterhaltung der beiden, die sich um die Mailänder Hungersnot und die Mittel, ihr zu steuern, dreht, lost Renzos Begleiter:

„Wenn ich zu befehlen hätte, würde ich das Mittel schon finden, um alles wieder in die gehörige Ordnung zu bringen. Nützt an, wie ich es machen würde. Zuerst muß ein rechtlicher Brotpreis festgelegt werden, bei dem jeder bestehen kann. Und dann das Brot nach Verhältnis der Eier verteilt; denn es gibt Euch unverdächtige Schillinghälfe, die alles für sich behalten möchten und riparaps aus Geratewohl alles an sich reißen; hernach ist dann für die armen Leute nichts da. Deshalb muß mit dem Brote eine Verteilung vorgenommen werden. Wie das gemacht werden soll? Ich denke so: Jede Familie erhält nach Verhältnis der Kopfzahl ihrer Mitglieder einen Zettel, mit dem sie zum Väter geht, um sich Brot zu holen. Wir zum Beispiel müßten für einen Zettel ausstellen: Ambrosio Ruffelle, seines Zeichens Schwertfeger, mit seinem Weib und vier Kindern, die sämtlich schon das Alter haben, um Brot zu essen, erhält — paßt auf! — so und so viele Brotanweisungen, wofür er so und so viele Groschen zu zahlen hat. Es muß aber allezeit gerecht dabei zugehen, immer nach Maßgabe der Anzahl der Köpfe des Haushaltes. Bei Euch müßten je zum Beispiel einen Zettel ausstellen für — ja, wie ist doch Euer Name? — „Lorenzo Ramaglinio“, erworbene der Jüngling. „Schön“, bemerkt der Unbekannte. „Aber habt Ihr Frau und Kinder?“ — „Kinder? Nein, das wäre zu früh, aber eine Frau hätte ich wohl, wenn es nämlich in der Welt züginge, wie es sollte.“ — „So, Ihr seid also unverheiratet? Dann tragt Ihr nur eine kleinere Portion zugezogen!“ — „Das ist nur recht und billig“, sagte Renzo, „aber wenn ich mich nun verheiratete?“ — „Dann wird der Zettel gewechselt und die Ration erhöht“, entsetzt der Unbekannte und erhob sich von der Bank. „Sie ist gefragt habe: immer nach der Anzahl der Köpfe.“ — „So ist's recht und in der Ordnung“, rief Renzo, indem er wiederholt mit der Faust auf den Tisch schlug. „Und warum machen Sie nicht ein Gesetz in dieser Weise?“ — „Ja, was soll ich Euch darauf für einen Bescheid geben?“ war die Gegenfrage des Fremden. „Indessen sage ich Euch gute Nacht und mache mich auf den Weg.“

Das „Gesetz“, das Ambrosio Ruffelle fordert, ist durch unsere Brotmarkenordnung nun Wirklichkeit geworden. Nur mit dem rechtlichen Brotpreis stimmt's nicht genau.

Heute rot, morgen tot.

Ans Bissen wird berichtet:

Vor einigen Tagen kam von dem Landwehrinfanteristen Anton Euf an seine Angehörigen in Hradar folgende Besspostkarte:

„Liebe Eltern und Geschwister! In beßer Gesundheit schreibe ich Euch ein paar Zeilen. Mir geht es bis jetzt gut.“

Hier bricht die Karte ab und es folgt dann mit anderer Schrift folgende Mitteilung:

„Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß diese Karte bei Ihrem Sohne und Bruder gefunden wurde, der heute am 21. März den Heldentod bei einem Gefecht gefunden hat. Vrame, Feldkurat; Dr. S. Holprecht, Regimentsarzt.“

Seute rot, morgen tot, wie's in dem Soldatenlied heißt. —

Unter diesen M...
ganke aufkommen...
den jungen Sch...
genwärtig besteb...
zu viele Schw...
die Mittel, um d...
reise. Die Uebe...
gere Schweine r...
Februar) nicht...
lette, der Lan...
stuntshofnung b...
um einen allu...
müssen für den...
die es von d...
Schweine mit Spei...
14 Tagen finken...
die Schweine mög...
Das zuletzt no...
gebungen, wober...
nicht jedoch...
gehalten bleibe...
im nglisch se...
mähung der W...
sicht Profeß...

* Die Ausgab...
ung des gelben U...
ne 26. in der Be...
gen: Montag...
gabe, Brüsselstr...
April, für Högstr...
roße. Mittwoch...
erstag, den 15...

Für den 5. V...
ndet unter Vorge...
neuen Marken...
gen statt: Sam...
deurhausstraße...
gabe, Brüsselstr...
April, für Högstr...
roße. Mittwoch...
erstag, den 15...
Briedrichstraße

* Dan! an das...
er die freundliche...
und sagen wir u...
sch Dammelmann...
deint. Weder...
kemp, Armerung...

* Stabtheater...
en 11. April bis...
mittags 3¼—6 U...
Bilderreffer.“
Wends 7¼—10¼...
nziert. Zum 2...
ten von C. Haff...
Arch. — Monia...
¼—10¼ Uhr. G...
ermerte. Neu ein...
Säulungen.“
gmeiner Beuung...
Bittor von Sch...
am Bittor C. Re...
smähigte vollstän...
5 Aufzügen von...
Wends 6—11 Uhr...
im Nibelungen...
hühnenfestspiel...
Boguer. (3u den...
n den Kassen nur...
arien für den Cir...
n A. Overhoff (17...
30 Mk.; 2. Rang...
Wends 7¼—10¼...
ellung der Form...
piel in 5 Akten von...
hierau: „Der ger...
henrich von Klei...
ähigste Opernpre...
Jullus. „Die G...

Echte Strauss...
enorm billig...
Moderne, schön ga...
Hüte von 4.50...
Die neuesten, fesch...
Hut-Fasso...
von 2.50 an bis zur...
Tagel-Form...
Enorme Auswahl...
Billigste...
N. Joseph...
Ostenhellw. 60, 1. n...
Putz-Engen-Geschi...
Engros-Lager...

Frauen...
reibbinder...
Gerade...
halter...
Rundband...
Bretz, und...
Eurenen...
aller Art...
Bettun...
Caucu...
ränge...
fomie...
atyl...
kanität...
darf...
empfehl...

Frau Schumme...
Gorde, Harnaustr...
Spezialgeschäft für...
Spezialthe gratis un...

Was will die...
Der soziale Gedac...
4. Bornst. 30...
25 Mark. Varrat...
Buchhandlung d...
Arb.-Ztg., Dor...

Heinrich Schreier
Restaurant
Münsterstrasse 135
hält sich bestens empfohlen

J. Fischer,

Dortmund
Ostenhellweg 22-24

Zum Schul-Anfang



bringe ich in allen modernen, praktischen Formen eine unerreichte Auswahl. Kein anderer Artikel stellt an die Tragfähigkeit der Stoffe und die Verarbeitung so grosse Anforderungen, wie gerade der Schul-Anzug. Durch vorteilhafte, vor Kriegsausbruch erfolgte gewaltige Abschlüsse bin ich in der Lage,

zu meinen bekannt billigen Preisen

zu verkaufen.

Hoch geschlossene Anzüge

Ihreig, glatte und Falten-Sport-Formen, aus starken Buxkin-, Tirtney-, Manchester- und Zwirnstoffen, sowie aus dauerhafter Strickware und guten, blauen Cheviots und Fantasiestoffen für das Alter von 6 Jahren

von Mk. 3.- 4.- 5.- 6.50 8.- 9.- 10.50 an

= Für die Hälfte des Wertes =

Ein grosser Posten

Blusen

für Knaben und Mädchen

für das Alter von 4-12 Jahren, nur ganz gute Qualitäten in Buxkin-, Cheviot-, Kammgarn- und reinwollenen Flanellstoffen

Mk. 1.- 1.50 2.- 2.50 3.- 3.50

Schul-Sweater Vorrat ca. 5000 Stück
95 Pf. 1.10 1.25 1.50 bis 3.75

Praktische, dauerhafte Arbeitskleidung für jeden Beruf in allen Grössen.

Schul-Anzüge

aus geripptem Samt, hochgeschlossen in glatten 2reihigen und 1reihigen Faltenformen

Mk. 4.- 5.- 6.- 7.- 8.- 9.-

Für Knaben und Mädchen!

Loden-Capes

aus guten impr. Loden in braunen, grauen und oliven

Farben für das Alter von 6 Jahren

Mk. 3.- 5.- 7.50 10.-
Jede weitere Grösse 50 Pfg. mehr.

Bozener Mäntel

aus kräftigem impr. Loden, mod. Farben,

neue Formen für das Alter von 6 Jahren

Mk. 7.50 10.- 12.- 14.-
Jede weitere Grösse 50 Pfg. mehr.

Schlupfblusen- und Jacken-Anzüge

aus blauen und farbigen Cheviotstoffen, durchaus strapazierfähige Qualitäten, mit hübschem Ueberkragen und farbigen Schleifen, Blusen, Jacken und Hosen gefüttert, für das Alter von 6 Jahren

von Mk. 5.- 7.- 8.50 10.- 11.- 12.- an.

Besonders preiswert!

Ein grosser Posten

Leibchen-Hosen

aus Resten von derbem Buxskin, Manchester, Tricot und blauen Cheviots angefertigt

70 85 95 1.25 1.50 bis 4.-

Biegle Sweater und Anzüge

in grösster Auswahl, sowohl Formen wie Farben. Nur ausprobierte Qualitäten.

Knaben-Anzüge

I- u. II-reihige Formen in Joppen-Form mit Weste u. platter Kniehose aus modernen Buxkin- u. Cheviotstoffen

Mk. 6.75 7.50 9.- 11.- bis 15.-

Jünglings-Hosen

aus modernen, gestreiften Kammgarn- und Cheviot-Mustern

1.90 2.30 2.80 3.30 bis 8.50

Jünglings-Anzüge

in I- und II-reihigen Formen, aus soliden modern gemusterten Buxkin-, Kammgarn- und Cheviotstoffen

Mk. 8.50 9.- 11.- 12.- 15.- bis 28.-

Apollo-Theater H. Bitter Lütgendortmund.

Samstag, Sonntag, Montag:

I. Ein Wiedersehen in Feindesland.

Eine Kriegsepisode in 3 Akten. (1000 Meter.)
Der Film führt uns mitten hinein in den grossen Weltkrieg 1914 mit seinen Kämpfen und Siegen, Gefechten, Kanonendonner und patriotischer Begeisterung zum Wohle unseres Vaterlandes.

II. Die neuesten Kriegsaufnahmen vom Kriegsschauplatz.

Ein vorzügliches Beiprogramm.

Hochfeiner Wermut-Wein

per Ltr. M. 1.35 inkl. Glas, in Korbfl. v. 5 Ltr. an M. 1.15

Südweine - Rotweine

in allen Preislagen. 1289

Weinhandl. Baecker, Münsterstr. 77,
Bücher-Likörstube.

Städtisches Leihhaus, Dortmund.

Der Verkauf der verfallenen Pfänder aus Februar 1914 findet statt: für Goldpfänder No. 80726-82281 Dienstag, den 20. April 1915 und für Silberpfänder No. 46738-50655 Mittwoch, den 21. April 1915, vormittags 9 Uhr, im Geschäftslokale, Königshof 15. Für den sonstigen Verkehr bleibt das Leihhaus an den beiden Verkaufstagen geschlossen.

Die bei der Versteigerung erzielten Ueberschüsse können innerhalb 6 Wochen nach dem Verkauf erhoben werden.

Fredenbaum-Park

Sonntag, den 11. April Grosse Konzerte

der Kapelle Hubert. Leitung Kgl. Musik-Direkt. A. Hubert.

= Bierhalle Oberbayern. =

Tyroler Sänger.

Riesenleuchtspringbrunnen

Gebirgsbahn: Rodelbahn: Panzerzug

Wasserrutschbahn: Schiesshalle

Eintritt: Erwachsene 20 Pfg., Kinder 10 Pfg. - Militär und Familienkarten frei!

Konzerthaus „Flora“

Lütgebrückstrasse 5-7.

Jeden Sonntag:

Große patriotische Konzerte

Anfang 5 Uhr.

Während der Kriegszeit fallen vorläufig die Samstagkonzerte aus.

Westfäl. Bauernschenke

Fredenbaum, Aug. Schnautz

Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit.

Stadt-Theater

Sonabend, den 10. April

6-11. Zweite Vorstellung im Nibelungen-Zyklus

Die Walküre.

Sämtl. Eintrittskarten vergriffen.

Sonntag, den 11. April

3 1/2-6 Erm. volkstüm. Preise

Der Veilchenfresser.

7 1/2-10 1/2 Ermäss. Opernpr.

Die Fledermaus.

vorrätig in der

Buchhdlg. d. „Arb.-Ztg.“

Kronenburg.

Philharmonisch. Orchester

Dirigent: Georg Hüttner.

Sonntag, den 11. April:

Konzert.

Anfang 3 1/4 Uhr

Eintritt 50 Pfg.

Abonnementskarten sind gültig und an der Kasse zu haben.

KonzerthausSteimann

Steinstrasse 5.

Täglich von 5 Uhr ab

Doppelkonzert

erstkl. Damen-Kapellen

bei freiem Entree.

Haselhoff's Bier-Palast

Am Steinplatz.

Heute Samstag und Sonntag:

Das neue Bomben-Programm!

Tagesgespräch!

May und Sohn

der kleinste Künstler der Welt.

Ruth - Ruth, die Kanone.

Original Forbes

Hermann Reuter

mit der grossen Klappe.

Bernhard, sing noch eins.

?? Paula Wacker ??

Direktor O. Haselhoff u. s. w.

Sonntag wie bekannt 3 Vorstellungen.

Stehbierhalle „Zum Posthorn“

Inhaber: Gustav Kupitz

Gegenüber der Hauptpost Dortmund Direkt am Hauptbahnhof

Ausschank erstklassiger Dortmunder Biere.

Mittagstisch von 12-2 1/4 Uhr.

Hauswirtschaftliche Beratungsstelle in Kriegszeit, Markt 4.

Sprechstunden täglich von 4-6 Uhr, Mittwochs und Samstags auch vormittags von 8 1/2-12 Uhr. Zutritt für Jedermann frei!